

# PROGRESS

MAGAZIN DER ÖSTERREICHISCHEN HOCHSCHÜLERINNENSCHAFT 06/11

[www.progress-online.at](http://www.progress-online.at)

## Eismann.

Ms. Missy, Popfeminismus und ein Magazin im Portrait

## Eiswüste.

Im Uni-Streitgespräch prallen Welten aufeinander.

## Eichmann.

Ankläger Bach über den einzigartigen Prozess in Israel.

## Einsperren.

Alternativform der Haftstrafe auf der Gefängnisinsel Bastøy.



P.b. | Erscheinungsort Wien | Verlagspostamt 1040 | GZ02Z031545 M | EUR 0,73

## Zepterübergabe

Drei Frauen verändern die Uni

[www.oeh.ac.at](http://www.oeh.ac.at)



**Dossier:** STILLSTAND IM HÄFN. WAS HINTER DEN GITTERN PASSIERT UND WIE ES DANACH WEITERGEHT.

# Gibt es denn keine Alternative

zu den immergleichen Argumenten  
in der Hochschuldiskussion?

## Doch! Im Forum Hochschule

erarbeiten Studierende und ExpertInnen  
konkrete Vorschläge für bessere Hochschulen.

### Mach mit!

In fünf offenen Arbeitsgruppen. Themen,  
Infos & Termine unter: [www.oeh.ac.at](http://www.oeh.ac.at)



## MITTEN IM LEBEN

### Trendy für euch:

- \* Unsere Classic Mensa-Menüschiene
- \* Choice - unser Mensa-Markt
- \* M-Cafés -  
Treffpunkt für den ganzen Tag
- \* Mensa c.d. - Catering Departement

Mehr Infos unter:  
[www.mensen.at](http://www.mensen.at)



MITTEN IM LEBEN

## All the way with you

The International Student Identity Card



**ISIC JETZT 50% GÜNSTIGER!**

**HOL DIR BIS 31.10.2011 DEINE ISIC UM € 5 STATT € 10!**

**GEWINNE EINEN CITY TRIP NACH STOCKHOLM!**



Weltweit über 41.000 Vorteile und Vergünstigungen in 120 Ländern z.B.

- Supergünstige Flugtickets, z.B. Sydney ab € 965
- 12-27 % auf Apple Computer und Software
- Bis zu 75 % günstiger im Ausland telefonieren
- Bis zu 90 % Rabatt auf Microsoft Software
- Ermäßigungen in Restaurants, Shops, u.v.m.

Hol dir jetzt deine neue ISIC um nur € 5 statt € 10 in deinem STA Travel Shop, fülle einfach das Gewinnformular aus, und mit ein bisschen Glück gewinnst du einen City Trip nach Stockholm für 1x 2 Personen inkl. Flüge und 2 Nächte im Micro Hotel!

STA Travel, 9 x in Österreich, [www.statravel.at](http://www.statravel.at)

REISEN.  
TOTAL INDIVIDUAL.



## Cover

Bildungs- und Sozialpolitik ist immer auch ein Kind ihrer Zeit.

### 4 Frischer Wind in die angestaubten Uni-Talare

Susanne Zanke (66), Julia Petschinka (37) und Magdalena Zangerl (28) erzählen nicht nur ihre Lebensgeschichten, sondern auch eine lebhaft Geschichte über den Wandel der österreichischen Politik.

## ÖH

### 8 Das große Uni-Streitgespräch



Wir nehmen das Wissenschaftsministerium in die Zange: Kritik kommt nicht nur von der ÖH, sondern auch von Angewandten-Rektorin Eva Blimlinger und vom Philosophen Herbert Hrachovec.

### 10 Service, das hilft

## Politik

### 12 Occupy!



Wer protestiert hier eigentlich - und wogegen? Cengiz Culaç thematisiert, was Occupy mit Antisemitismus zu tun hat und fragt, ob die Bewegung erfolgreich ist.

### 14 Lokalausganschein aus Algerien

Frühlingserwachen auf Raten.

### 15 Auf den Dächern von Mexikos

#### Zugwaggons

Im Eiltempo auf der Flucht in eine ungewisse Zukunft.

### 16 Auf der Anklagebank

Der Chefankläger über Israels einzigartigen Prozess 1961 gegen Adolf Eichmann.

## Dossier



8700 Menschen sind derzeit in Österreichs Gefängnissen inhaftiert. Der Ruf nach härteren Strafen wird nicht nur nach dem Massaker in Norwegen immer lauter. Doch wie sieht die Situation in Österreichs Knästen wirklich aus? Was bewirkt ein plötzlicher Freiheitsentzug im Leben eines 19jährigen? Und wie steht es mit der Betreuung von ehemaligen Häftlingen? Plus: Norwegen-Spezial: Eine Reportage von der Gefängnisinsel Bastøy.

### 19 Wegen Gras im Knast

Aus dem persönlichen Gefängnisalltag eines 19jährigen.

### 20 Nach der Haft ist vor der Haft

Notwendigkeiten und Fallstricke der Sozialarbeit im Knast und danach.

### 22 Alternativen im Norden

114 Schwerverbrecher sitzen auf einer norwegischen Gefängnisinsel ohne Zellen und Gitter ihre Haft ab.

### 24 Schubhaft

Haft ohne Delikt.



## Feuilleton

### 26 Zwei Filmporträts

Tomboy und Gangster Girls.

### 27 Fell, Interview und Fanzines



Mit: Missy-Magazines Sonja Eismann.

### 28 Max und Maxi

Geschlechtskonforme Erziehung im Kindergarten.

### 29 Buch-Rezension

Das Problem mit den Männerrechtlern - soziologisch betrachtet.

### 30 Die nächste Weltrevolution hat bereits begonnen.

Gastkommentar von Buchautorin und Künstlerin Bini Adamczak.

### 31 Fotokommentar

# Editorial

## Liebe Leserin, lieber Leser!

In der Früh mit dem Rad in die Redaktion zu kommen ist ein bisschen so, wie links zu sein: Ständig wird man fast überfahren, und doch hatte man ja immer Recht. Bis jetzt haben wir aber beides noch einigermaßen überlebt, auch wenn jeder Morgen wieder eine Herausforderung ist.

Eine spannende Herausforderung ist auch jedes weitere **PROGRESS**, so wie dieses, welches ihr gerade in Händen haltet. Erfreulich dabei war, dass uns bei der Produktion dieser Ausgabe erstmals unserer eineinhalbjähriger Nachwuchsredakteur Momo mit seiner Anwesenheit beehrt hat und so manchen kreativen Prozess beschleunigte.

Wir essen Kuchen und Katzensungen, trinken aus Plastikbechern und Zinkflaschen, und freuen uns über Bilder vom Mond. Nebenbei versuchen wir unserem ÖH-Tombolagewinn, einer VHS-Kassette mit dem Titel Workaholic, einer sinnvollen Aufgabe zuzuführen. Wenn jemand einen Vorschlag hat oder uns gar einen Videorekorder schenken möchte, bitte unter [progress@oeh.ac.at](mailto:progress@oeh.ac.at) melden.

Euch besonders ans Herz legen, wollen wir unsere Covergeschichte, die drei Studentinnen unterschiedlicher Jahrgänge porträtiert. Dabei wird die Geschichte des österreichischen Bildungssystems erzählt und die verfahrenere Situation an österreichischen Unis offengelegt. Im Dossier sind wir diesmal dem Thema Gefängnisse nachgegangen und haben auf die Bedingungen in der Haft besonderen Fokus gelegt. Zwei unserer KollegInnen waren dafür auf einer Gefängnisinsel in Norwegen um diese und deren Insassen zu porträtieren.

Wir hoffen, euch gefällt die Ausgabe genau so gut wie uns,

Wir sehen uns bei den Protesten gegen den WKR-Ball am 27.1. in Wien!

Bis dahin antifaschistische und sowieso feministische Grüße,

Eure **PROGRESS**-Redaktion

## IMPRESSUM

**PROGRESS** – Magazin der Österreichischen HochschülerInnenschaft, Ausgabe 6/2011, Erscheinungsmonat: Dezember

**MedieninhaberIn:** Österreichische HochschülerInnenschaft, Taubstummengasse 7-9, 1040 Wien

**HerausgeberInnen:** Janine Wulz, Angelika Gruber, Martin Schott

**ChefInnenredaktion:** Asisa Butollo, Vanessa Gaigg, Flora Eder, Georg Sattelberger

**RedakteurInnen dieser Ausgabe:** V. Helfert, O. Kroisleitner, V. Reš, D. Wurnig, C. Rechberger, J. Falkinger, B. Wakolbinger, E. Jauk, C. Kulac, J. Marot, M. Pichler, A. Wöckinger, E. Mittendorfer, S. Sailer, J. Götz, V. Bausch, S. Grössing, M. Brüggemann, F. Rasul, K. Hellwagner, E. Grigori, B. Adamczak

**Blattlinie:** Die Meinungen der RedakteurInnen

**Lektorat:** A. Ellmer, M. Weissinger

**Layout:** T. Jenni, J. Kolda

**Cover-Fotos:** S. Böhm, **Dossier:** Wenn nicht anders angegeben: C. Valuch  
**Resortcover-Fotos:** J. Kolda, **Illustration:** S. Sailer

**Inserate:** Öffentlichkeitsreferat, [presse@oeh.ac.at](mailto:presse@oeh.ac.at)

Artikelvorschläge können per E-Mail oder in den Redaktionssitzungen eingebracht werden. Kontakt siehe unten.

**Gratis-Abo anfordern!** [www.progress-magazin.at](http://www.progress-magazin.at)

**Telefon:** 01/310 88 80-61

**E-Mail:** [progress@oeh.ac.at](mailto:progress@oeh.ac.at)

**Web:** [progress-online.at](http://progress-online.at)

**Auflage:** 120.000 Stück

**Druck:** Leykam, Neudörfel

# Frischer Wind in die alten Talare

Sie studierten 1968 und stellten die Uni auf den Kopf. Sie schlugen sich durch Männerdomänen und kämpften für #unibrennt. Drei Frauen und drei Unigenerationen im Porträt.

VERONIKA HELFERT, OONA KROISLEITNER

Die Demos, die der *Ring Freiheitlicher Studenten* auf die Beine gestellt hat, waren gestopft voll. Und es sind alle alten Nazis mitgegangen.“ Die 66jährige Susanne Zanke (siehe Porträt) erinnert sich an ihre Studienzeit in den 1960ern am Institut für Theaterwissenschaften der Uni Wien. Sie selbst war oft auf Demonstrationen und selten zu Hause, auch um im Winter Heizkosten zu sparen. In ihrer Zeit als „68erin“ verbrachte sie viele Stunden auf der Straße und vor Fabriken, wo sie ihre Zeitung „Der Klassenkampf“ verteilte. Heute sitzt die Pensionistin in ihrer wohlgeheizten Wohnung im zweiten Wiener Gemeindebezirk. Umgeben von Büchern und Filmplakaten schwelgt die ehemalige Regisseurin in Erinnerungen an ihre Studienzeit. „Das war eine spannende Zeit. Ich möchte das nicht missen.“ Sie kann gar nicht aufhören zu erzählen.

Als Susanne noch Studentin war, klebte der Muff des – von den NationalsozialistInnen ersehnten – Tausendjährigen Reiches unter den Talaren vieler Professoren: Unruhen und antisemitische Vorfälle standen an der Tagesordnung. Im Jahr 1965 erreichten diese ihren entlarvenden Höhepunkt. Auf einer Demonstration gegen den antisemitischen Professor Taras Borodajkewycz ermordete ein Mitglied des RFS den Antifaschisten und KZ-Überlebenden Ernst Kirchweger. Zanke war damals bei den Ausschreitungen vor der Albertina dabei.

Aber nicht nur nationalsozialistische Kontinuitäten gehörten zu ihrem Studienalltag: Als eine von rund 10.000 inskribierten Frauen bei rund 45.000 Studierenden in Österreich gehörte sie zu dem „übersehenen“ Viertel. Erst als in den 70ern die Hochschulen geöffnet, die Studiengebühren für österreichische StaatsbürgerInnen abgeschafft und das seit den 1960ern existierende Beihilfensystem ausgebaut wurde,

stieg die Zahl der Studierenden kontinuierlich – von 1945 bis heute hat sie sich gar verhundertfacht: von 3500 auf 350.000. Und je offener die Unis wurden, umso mehr Frauen strömten an die Hochschulen. In den Jahren nach 1945 war Studieren aber vor allem eine Angelegenheit männlicher Kinder aus besserverdienendem Elternhaus. „Uns studierenden Frauen ist gesagt worden, wir würden nie einen Job finden“, erinnert sich Zanke an ihre erste Vorlesung. Der Platz der Frauen war hinterm Herd, im Haus, unter dem Dach der Kleinfamilie oder in Lehr- und Erziehungsberufen – den Söhnen wurde eher eine höhere Bildung ermöglicht.

Nicht nur Studieren an sich, sondern auch die Hochschulen waren von einer autoritären Struktur geprägt, was sich nicht zuletzt im Umgang miteinander zeigte. Zanke, die selbst den Umbruch mitgestaltete, erinnert sich auch heute noch verschmitzt an Tabubrüche: „Ich weiß noch, wie ein Kollege aufstand und zum Rektor sagte: ‚Na, Kollege Kraus.‘ Ich hab gedacht, jetzt fährt der Blitz ein, schließlich war das ‚seine Magnifizenz.‘“

Durch das System der sogenannten „Ordinarienuniversität“ geprägt, waren Professoren damals die zentrale Entscheidungsinstanz der Uni. Sie mussten keine anderen Universitätsangehörigen miteinbeziehen und traten wie der Rektor als Herrscher in ihrem Fach auf. Diese Atmosphäre hat sich in vielen Bereichen bis heute nicht geändert.

**Faschistische Zustände aufdecken.** Es ging aber nicht nur um das Aufbrechen verstaubter Strukturen, sondern auch um Mitbestimmung. StudentInnen wollten die Lehrinhalte mitgestalten. Kritisches Hinterfragen des Lehrkanons und Einbeziehen aktueller gesellschaftlicher Themen waren notwendige Impulse. Und so wurde der Mantel des Schweigens, der die nach wie vor ewiggestrigen Zustände verdeckte, zerrissen: StudentInnen brachten personelle Kontinuitäten und

## Erwerbstätigkeit und Studium

### Magdalena Zangerl (28) entschloss sich zur Uni auf Umwegen.

Mit 18 brach Magdalena Zangerl die Schule ab und stürzte sich Hals über Kopf ins Berufsleben – um endlich finanziell unabhängig von ihren AkademikerInneneltern zu sein: „Ich war die erste, die in meiner Familie, die Matura nicht gemacht hat“, sagt sie. Nach einem Jahr begann die heute 28jährige dann aber doch, die Matura nachzumachen, um studieren zu können. 2007 – nach viereinhalb Jahren jobben unter „prekären Verhältnissen“ bei H&M und im Callcenter – schloss sie den wirtschaftskundlichen Zweig der Abendschule ab, schrieb sich an der Wirtschaftsuni für Volkswirtschaftslehre ein und wechselte nach einem Semester an die Uni Wien. Eigentlich mit dem Plan, Germanistik in einem Doppelstudium mit Geschichte oder Theaterwissenschaft zu absolvieren. Das hatte sich für die Bezieherin eines SelbsterhalterInnenstipendiums aber schnell erledigt: „Die Möglichkeit, sich die Diplomarbeit doppelt anrechnen zu lassen, ist im Rahmen einer Übergangsfrist abgelaufen, die ich nie hätte einhalten können.“ Seither versucht Magdalena ihr auslaufendes Diplomstudium mit der Erwerbstätigkeit als Büroangestellte an der *FH Campus* unter einen Hut zu bringen. 2009 engagierte sie sich bei #unibrennt. Grund dafür war „sicher auch diese romantische Vorstellung von der Auflehnung gegen das aktuelle System“, wie sie sagt. Heute arbeitet Zangerl in der Studienvertretung Germanistik mit, unterstützt und berät KollegInnen und ist auch sonst politisch aktiv.





Susanne Zanke (66), Magdalena Zangerl (28) und Julia Petschinka (37).

halbherzige Entnazifizierungsverfahren an die Öffentlichkeit.

Der Theaterwissenschaftler Heinz Kindermann etwa, der auch Zanke unterrichtete, war schon ab 1933 NSDAP-Mitglied gewesen und während der NS-Zeit Professor am TheWi-Institut. Nach seiner kurzzeitigen Entlassung nach Ende des Zweiten Weltkrieges wurde er ab 1954 erneut Vorstand der Theaterwissenschaft, deren Institut auf Betreiben des „Führers“ der Hitler-Jugend Baldur von Schirach gegründet wurde. Publizistisch tat sich Kindermann vor allem mit Texten über NS-Funktionäre und gegen „undeutsche Literaturprodukte“ hervor. 1966 wurde Kindermann emeritiert und verließ das Institut. An der damaligen Hochschule für Welthandel in Wien (heute WU) konnte sich wiederum der „Historiker“ Taras Borodajkewycz bis zu seiner frühzeitigen Entlassung nach 1965 in seinen Vorlesungen antisemitisch äußern.

**Ein Schritt zur Utopie.** Die Hochschulreform unter Wissenschaftsministerin Hertha Firnberg (SPÖ) schaffte 1975 Studiengebühren für österreichische StaatsbürgerInnen ab und demokratisierte die universitäre Organisation. Auch angestellte WissenschaftlerInnen ohne Lehrstuhl sowie StudentInnen konnten nun mitbestimmen. Ein sozialdemokratischer Traum schien auch durch den Ausbau des Stipendiensystems Gestalt anzunehmen: sozialer Aufstieg durch Bildung für alle.

Insbesondere Frauen profitierten von der Universitätsreform und dem gesellschaftlichen Umbruch in den 1970er-Jahren. So waren 2009 schließlich 64,8 Prozent der österreichischen Studierenden weiblich. Doch weiterhin gilt: Je höher die Stufe der wissenschaftlichen Karriere-

## Der Umbruch war aufregend

### Die 68erin Susanne Zanke studierte in einer Zeit, in der sich die Weltbilder bewegten.

Ihre Eltern wollten eigentlich nicht, dass sie studiert. Sie hätten sie lieber in der Arbeitswelt gesehen: „Damals war alles so auf Sicherheit ausgerichtet“, sagt die 66jährige Susanne Zanke. Ein Lehramtsstudium ging nach einiger Diskussion aber dann doch in Ordnung. So inskribierte sie sich für Germanistik und Anglistik. Ihr eigentliches Hauptstudium Theaterwissenschaft verschwieg sie ihrer Mutter, der Staatsopern­tänzerin, die ihr das „nie erlaubt“ hätte. Nach vier Semestern kamen ihre Eltern aber doch dahinter und strichen der Mädchenschulabsolventin die finanzielle Unterstützung. Mit Höchststipendium, Mietbeihilfe und Nebenjobs war das Studium trotzdem bis zur Dissertation über „Bela Bartoks szenische Werke“ möglich. Als die 68er-Bewegung in Österreich Einzug nahm, wurde ihr „Weltbild unter den Füßen weggezogen“. Die heute 66jährige konnte nicht mehr stillsitzen, engagierte sich. „Und dann wurde alles hinterfragt.“ Nach ihrem Studium übernahm sie als eine der ersten weiblichen Regisseurinnen beim ORF eine Vorbildfunktion für jüngere Generationen. Heute ist sie des Lernens noch immer nicht müde und besucht einen Französischkurs. Mit dem neuen Unisystem kann sich die ehemalige Maoistin nicht anfreunden: „Ich hab das Gefühl, heutzutage muss man sich ständig überlegen, was sinnvoll ist oder verwertbar.“

leiter, desto geringer der Frauenanteil. Aufstieg an der Uni bleibt männlich, obwohl die meisten Universitäten Förderprogramme eingeführt haben und „Gender Studies“ in einigen Studienrichtungen durchgesetzt wurde – in Linz sogar universitätsweit.

An der Realität der Studentinnen ändert das aber oftmals nur wenig. „Als Frauen waren wir nie Thema, weil wir einfach nie Thema waren“, so Julia Petschinka zu ihrem Studium in den 1990ern. „Es gab nie Geschichten von Physikerinnen, die wir als Vorbilder hätten nehmen können.“ Im Alt Wiener Café *Jelinek* erinnert sich die 37jährige, die in ihren Knickerbocker-Hosen und Ringelstulpen eher wie eine Bohémienne als eine diplomierte Physikerin aussieht, an den mangelnden Frauenanteil in den Naturwissenschaften. Feminismus oder Frauenförderung hätten in ihrem Studium keinen Raum eingenommen.

**Diplomstudien in alter Freiheit.** In den 1990er-Jahren wurden nicht nur die Hochschulen in ihrer internen Organisation ein weiteres Mal reformiert. Auch Diplomstudiengänge wurden eingeführt, die wesentlich mehr Pflichtveranstaltungen vorsahen als ihre Vorgängerinnen. Sie boten aber weiterhin eine Wahlfreiheit innerhalb des Studiums, die sich Studierende nach dem Bolognaprozess heute nicht einmal in ihren kühnsten Träumen ausmalen können. Auch für Petschinka macht gerade diese Freiheit ein Studium sinnvoll: „Querdenken, vernetzen und mehrere Sachen miteinander verknüpfen, das ist das, was Zukunft hat. Aber genau das wird jetzt verhindert.“

Allerdings waren bereits in den 1990ern die Studienbedingungen durch überfüllte

Die 68erin Susanne Zenke erinnert sich gerne an ihr politisches Engagement während ihrer Studienzeit.



## Ohne Vorbild

**Julia Petschinka (37) war Vorreiterin in der Männerdomäne Physik.**

Am Anfang war die Alternativschule. Die hatten Julia Petschinkas Eltern immerhin selbst gegründet. Heute ist sie künstlerisch tätig und arbeitet in der Werbeagentur Datenwerk. Im Gymnasium musste Petschinka „erst lernen, wie man sich in diesem System benimmt“, sagt sie. Nach der Matura strebte sie eine Karriere als Akkupunkturärztin an und begann mit einem Medizinstudium. Die schlechten Studienbedingungen und das „mechanistische Herangehen an Krankheit und Gesundheit“, wie sie es nennt, führten jedoch zu einem Wechsel in die Naturwissenschaften nach nur einem Semester: „Warum ich Physik studiert habe, ist mir bis heute ein Rätsel.“ Die Männerdominanz in diesem Fach zeigte sich nicht nur im Lehrplan. Nichtsdestotrotz diplomierte die Studienbeihilfenbezieherin in Physik mit dem Thema „Talbot-Lau-Interferometrie für Moleküle“ und startete ihre Dissertation, die sie aber nach zwei Jahren abbrach. Während ihres Erststudiums arbeitete sie bereits als Projektleiterin mit dem Forschungsinstitut Seibersdorf zusammen, driftete aber immer mehr in den PR-Bereich ab. Vor einem halben Jahr entschied sich die heute 37-jährige zur Bildungskarenz. Nach dem Aufnahmeverfahren an der Angewandten wurde sie jedoch nicht zum Studium zugelassen: „Für mich tat sich die Frage auf, ob ich nicht einfach zu alt bin.“ Trotzdem ist sie heute weiterhin für Kunstgeschichte an der Uni Wien inskribiert, mit dem neuen Bachelorsystem kann sie aber nicht viel anfangen: „Ich bin total erschrocken, wie unflexibel das ist und wie schulisch.“

Hörsäle und soziale Kürzungen geprägt. Mit Wintersemester 1996/97 wurde beispielsweise die StudentInnenfreifahrt für alle öffentlichen Verkehrsmittel, egal ob mit ÖBB oder Stadtverkehr, abgeschafft. „Ich habe den Eindruck, dass der generelle Blick auf StudentInnen ist, dass das alle nur faule Leute sind, die Zeit vergeuden“, sagt Petschinka. Diese rhetorische Figur begleitete die Medienberichte rund um die umfassenden StudentInnenproteste 1996 und ist auch heute noch gegenwärtig – egal ob Anfang der 2000er-Jahre bei der Einführung der Studiengebühren oder erst vor wenigen Semestern bei der #unibrennt-Bewegung 2009.

**Ab 2000 steil bergab.** Überhaupt haben die letzten Jahre die hochschulpolitische Landschaft geprägt wie zuvor nur die 1970er. Es geht Schlag auf Schlag – aber diesmal bergab. 2002 wurden die Studiengebühren eingeführt und gleichzeitig ein Universitätsgesetz beschlossen, das studentische Mitbestimmung stark einschränkt. Die Universitäten wurden in die „Autonomie“ entlassen. Das Rektorat bekam etliche Kompetenzen zugesprochen und einen treuen Wegbegleiter an die Seite gestellt: den Unirat, der an Aufsichtsräte in Unternehmen erinnert. Der Senat, jener Teil der Unileitung, in dem auch Studierende vertreten sind, musste indes abspecken und 2005 wurde der Traum vom offenen Hochschulzugang durch die Einführung erster Zugangsbeschränkungen begraben.

Magdalena Zangerl (28) ärgert sich über die steten Verschlechterungen an den Universitäten und den aktuellen Diskurs rund um Studiengebühren und Co: „Das sind alles unausgelegene Vorschläge von PolitikerInnen, die alle selber gratis und zehn Jahre studieren konnten und keine Ahnung davon haben, wie es ist, jetzt zu studieren.“ Mit ein Grund für die Germanistikstudentin, sich bei #unibrennt zu engagieren und für bessere Hochschulen zu kämpfen. Auf ihre Zeit in der Studierendenbewegung blickt sie heute jedoch skeptisch zurück und fragt sich „wie viel #unibrennt wirklich bewegt hat“.

Und heute, knapp zwei Jahre, nachdem StudentInnen das Audimax besetzt hatten, sind wir mit einer „Studieneingangs- und Orientierungsphase“ in allen Bachelorstudien konfrontiert. Diese soll der „besseren Kontrolle“ der Zahl der StudentInnen in den jeweiligen Studienfächern dienen. Gleichzeitig wurde die Bolognastruktur nahezu vollständig umgesetzt (siehe Streitgespräch Seite 8–9). Lernen und Lehren wurden dadurch komplett umgekrempelt. Zangerl schüttelt resigniert den Kopf: „Jede gesetzliche Änderung, die ich in den letzten Jahren mitbekommen habe, zielt darauf ab, die Studierenden dazu zu bringen, möglichst in Mindeststudienzeit zu bleiben, nicht nach links und nicht nach rechts zu schauen, um danach wirtschaftlich gut verwertbar zu sein.“

*Die AutorInnen studieren Geschichte, Germanistik und Jus in Wien.*



## An Tagen wie diesem

Kommentar von Vinzent Rest

**A**m 27. Jänner 2012 ist der 67. Jahrestag der Befreiung des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau durch sowjetische Truppen. Weltweit wird an diesem Tag der Opfer der nationalsozialistischen Vernichtungsmaschinerie gedacht. In Österreich jedoch findet ein anderes Ereignis statt: In der Hofburg, in den Prunksälen der Republik, feiert sich der Wiener Korporationsring (WKR) anlässlich seines alljährlichen Balles – unter Vorstand der Burschenschaft Olympia. Diese wird vom Dokumentationsarchiv Österreichischen Widerstands (DÖW) als rechtsextrem und revisionistisch eingestuft.

Am letzten Freitagabend im Jänner hat sich in der Wiener Innenstadt eine ungewöhnliche Tradition eingebürgert: Sie gleicht einer Geisterstadt, der oberirdische öffentliche Verkehr kommt zum Erliegen und ihre einzigen legitimen BewohnerInnen scheinen Polizeikräfte und schlagende Burschenschafter samt Begleitung zu sein. Dieses Jahr hat die dafür verantwortliche Veranstaltung einen besonders schalen Beigeschmack: Der Balltermin überschneidet sich mit dem internationalen Holocaust-Gedenktag, der seit dem Beschluss der UN-Generalversammlung im Jahr 2005 auf den 27. Jänner fällt.

An diesem Tag gelang es der sowjetischen Armee Auschwitz-Birkenau zu befreien, wo Schätzungen zufolge über eine Million Menschen, hauptsächlich Jüdinnen und Juden aus Ungarn, ums Leben kamen. Die sowjetische Armee fand jedoch nur mehr rund 7000 Inhaftierte im Lager vor. Unter den Befreiten befand sich auch Otto Frank, Anne Franks Vater. Wei-

tere 60.000 waren in den Tagen und Wochen zuvor auf Todesmärsche in Richtung Westen geschickt worden.

An diesem Jahrestag wird der schlagende Burschenschafter und Klubchef der Wiener FPÖ Johann Gudenus wohl in der Hofburg tanzen. Für ihn stellt das kein Problem dar, denn er sieht deutschnationale Burschenschaften als bürgerliche Bewegungen. Die dem WKR vorsitzende Verbindung Olympia, welcher auch der dritte Nationalratspräsident Martin Graf angehört, zeigt allerdings mit ihrer Einladungs politik mit Faible für prominente Holocaustleugner eindeutig, welchen Geistes Kind sie ist. Auf der Gästeliste standen bereits der wohl bekannteste revisionistische Historiker David Irving, der 2005 auf dem Weg zu einer Veranstaltung der Olympia in Wien festgenommen und später wegen Wiederbetätigung verurteilt wurde, sowie die rechtsextremen Liedermacher und NPD-Politiker Michael Müller („(...) mit sechs Millionen Juden fängt der Spaß erst richtig an“).

Hinter der bürgerlichen Fassade sind die antisemitischen und revisionistischen Botschaften leicht auszumachen. Und den schlagenden Verbindungen wird mit dieser Veranstaltung einmal mehr ermöglicht, ihre menschenverachtende Ideologie zu inszenieren. 2013 wird der WKR Ball nach momentanem Stand nicht in der Hofburg feiern dürfen. Damit reagierten die GesellschafterInnen der Hofburg auf den öffentlichen Druck, der sich in den letzten Jahren verstärkte. ◀

*Der Autor studiert Sozioökonomie in Wien.*

TERMINTICKER ZUM WKR-BALL-PROTEST 2012 +++ ALLE TERMINE VORBEHALTLICH ÄNDERUNGEN, BITTE AKTUELLE HOMEPAGES BEACHTEN!

15.12.: Filme gegen Rechts: Zug des Lebens, 19.30, HS 7. +++ 7.1.: Fuck-WKR! antifanet-Soli-Party: Yasmo (Rap, AT)//Kobito & Mister Mo von Schlagzeiln (Hip Hop, DE)//Disco (Rap, USA) //anschließend Kai Kani von Schlagzeiln an den Decks Ort: tba, Wien +++ 12.1.:Filme gegen Rechts: Der Unterton, 19.30, HS 7 +++ 19.1.:Filme gegen Rechts: Inglorious Basterds, 19.30, HS 7 +++ 20.1.: What the fuck?

Ball von backlab im Wiener Badeschiff +++ 22.1.: Spaziergang durch den jüdischen Friedhof, Wien. +++ 23.1.: ZARA-Talk zum WKR-Ball in Wiener Stadtbücherei. Uhrzeit folgt. +++ 25.1.: International besetzte Podiumsdiskussion: Wie weit rechts steht Österreich? Bestandaufnahme zum 67. Jahrestag der Befreiung des KZ-Auschwitz. +++ 27.1.: Kundgebung 10:00 der Israelitischen Kultusgemeinde und der Vernet-

zungsgruppe zum Gedenktag der Befreiung von Auschwitz am Heldenplatz. +++ Abendkundgebung 19:00 am Heldenplatz! +++ Straßen aus Zucker-Party (After-WKR-Ball-Party) mit reeducation Dj-Team (Berlin)//the electric taste (Berlin)//naicé (Wien)Ort: EKH, 1100 Wien +++ <http://nowkr.at> +++ <http://antifanet.at> +++ [www.offensivegegenrechts.net](http://www.offensivegegenrechts.net) +++ [www.oeh.ac.at](http://www.oeh.ac.at) +++ [www.jetztzeichnen.at](http://www.jetztzeichnen.at) +++

# Als Ausrede benutzt

**Bologna-Prozess bezeichnet das Projekt eines einheitlichen Hochschulsystems in 47 Ländern. Ziele sind unter anderem einheitliche Studienabschlüsse, das ECTS-System, studierendenzentriertes Lernen und die soziale Dimension. Darüber diskutieren die ehemalige ÖH-Vorsitzende Barbara Blaha, Friedrich Faulhammer vom Wissenschaftsministerium, die Rektorin der Akademie der bildenden Künste Wien Eva Blimlinger, die Bologna-Expertin der ÖH Iris Schwarzenbacher sowie Herbert Hrachovec, ehemaliger Leiter der Curricularkommission der Uni Wien. Unter der Moderation von Dominik Wurnig prallten Welten aufeinander.**



**PROGRESS:** Herr Hrachovec, Sie haben in den 60er und 70er Jahren studiert. Würden Sie lieber heute studieren?

**HRACHOVEC** (lacht): Die Studienbedingungen Ende der 60er-Jahre waren um vieles lockerer, freier, selbstbestimmter. Jetzt hat die Universität Wien 85.000 Studierende. Mehr Orientierung und auch eine größere Durchregulierung sind deshalb notwendig.

**SCHWARZENBACHER:** Ich als aktuell Studierende sehe das anders. Die große Freiheit, die es vielleicht in den 70er-Jahren gegeben hat, gibt es heute absolut gar nicht mehr. Aber war das wirklich notwendig? Der Bologna-Prozess wurde doch als Ausrede benutzt, um Wahlfreiheiten einzuschränken. Die Studienpläne sind nicht mehr flexibel und es ist zu einer ganz starken Verschulung gekommen.

*War es früher also wirklich besser? Hat der Bologna-Prozess Spielräume beschränkt? Wo liegt die Verantwortung für diese Beschränkung von Spielräumen?*

**BLIMLINGER:** Verschulung hat nicht notwendigerweise etwas mit dem Bologna-Prozess zu tun. Die Verantwortung liegt bei den Universitäten selber, die diese Art von Studienplänen genehmigen. Man hätte diese ziemlich frei gestalten können. Das hat man aber leider nicht gemacht.

**BLAHA:** Dass da vom Ministerium nicht gegengesteuert wurde, ist ein Problem. Zu sagen, da sind die Universitäten schuld, das greift mir zu kurz. Weil es da schon auch eine politische Verantwortung gibt. Da appelliere ich an das Ministerium. Ich wünsche mir jetzt keine Vorgabe. Aber irgendwer muss hier koordinieren, wenn die Universitäten dazu nicht im Stande sind.

**HRACHOVEC:** In dem Moment, in dem man den Universitäten mehr Kompetenzen zur Regelung gibt, ergreifen sie diese freudig. Und machen das noch um einiges dichter als es das Ministerium je machen konnte.

**BLIMLINGER:** Das ist doch die Absurdität!

*Also mehr Initiative von Seiten des Ministeriums?*

**FAULHAMMER:** Bei der Autonomisierung der Universität hat das Ministerium massiv Einfluss zurückgenommen und den universitären Organen

Möglichkeiten zur Regelung übertragen. Ich glaube nicht, dass es jetzt die Lösung sein kann, dass das Ministerium beginnt, Einfluss auf die Curricula zu nehmen.

**HRACHOVEC:** Bei den letzten beiden Novellen greift das Ministerium aber sehr wohl in die Curricula ein. Und zwar bei der Studieneingangsphase. Das haut uns die gesamte Curricularplanung zusammen.

**FAULHAMMER:** Sie wissen ganz genau: Das Ministerium wollte eine andere Novelle, die den Universitäten eine Regelung des Zugangs ermöglicht. Und wir werden uns weiterhin bemühen, vor allem in Massenfächern eine Regelung des Zugangs zustandezubringen.

**SCHWARZENBACHER:** Auch wenn man es immer wieder sagen muss und immer wieder betonen muss: Es gibt in Österreich zu wenig Studierende. Es gibt nicht nur zu wenig Absolventen und Absolventinnen, sondern auch zu wenig StudienanfängerInnen.

*Welche Konsequenzen hat diese Tendenz zur stärkeren Regulierung in Folge von Bologna konkret für Studierende?*

**HRACHOVEC:** Vor der Bologna-Reform haben die Geisteswissenschaften 40 Prozent ihres Studiums als freie Wahlfächer definiert. Das wurde vom Gesetzgeber geregelt. An der Universität Wien hat das zu den berühmt-berüchtigten Erweiterungscurricula geführt. Das ist stark kritisiert worden.

**FAULHAMMER:** Aber ich kann mich sehr gut erinnern, wie sehr die Vertreterinnen und Vertreter der Geisteswissenschaften die freien Wahlfächer kritisiert haben, diese breite Wahlmöglichkeit. Die Studierenden hingegen haben das sehr positiv gefunden.

**SCHWARZENBACHER:** Aus Studierendensicht sind die neuen Erweiterungscurricula auch keine Alternative. Durch diese vorgefertigten Pakete kann ich nicht meinen Schwerpunkt setzen, was allerdings die Intention hinter Wahlfreiheit und hinter Wahlfächern sein sollte.

**HRACHOVEC:** Mit dem alten System konnte man keine vertretbare Gesamtbudgetplanung machen. Weil wir müssen ja dem Ministerium gegenüber sagen: Soundso viel sind unsere Aufwendungen

für eine Studentin. Wir können das dem Ministerium so nicht sagen, da wir diese Daten nicht haben.

**BLIMLINGER:** Entschuldigung, das müsst ihr dem Ministerium Gott sei Dank noch nicht sagen. Das ist eine Studienplatzfinanzierung, hallo! Ihr müsst eine Budgetplanung machen, wo ihr schaut, ob das Curriculum bedeckt ist.

*Wie kommt es, dass an manchen Universitäten die Umstrukturierung im Sinne von Bologna so schnell vor sich ging, während sie andernorts gar nicht vorgenommen wurde?*

**HRACHOVEC:** Die Idee der Modularisierung ist stark gepusht worden. Von wem? Von der Bologna-Follow-up-Gruppe. Das Ministerium hat sich zurückgezogen, und gesagt: „Richtet euch danach, was die Bologna-Follow-up-Gruppe macht. Und wenn ihr das nicht macht, dann kriegt ihr kein Geld.“

**BLIMLINGER:** Das stimmt doch gar nicht.

**HRACHOVEC:** Selbstverständlich. Wenn wir nicht umstellen, haben wir Schwierigkeiten in der nächsten Budgetverhandlung.

**BLIMLINGER:** Also, die Akademie [Anm.: Akademie der bildenden Künste Wien] hat nur in der Architektur umgestellt, die Angewandte [Anm.: Universität für angewandte Kunst Wien] hat nicht umgestellt. Und wir haben auch Geld bekommen, oder?

**FAULHAMMER:** Richtig!

*Hatte das keinerlei Konsequenzen?*

**BLIMLINGER:** Nein. Solange ich Rektorin bin und keinen Zwang habe, werden wir an der Bildenden das nicht umstellen. Und ich bin mir sicher, es hat keine Konsequenzen. Wir können auch erklären, warum wir nicht umstellen und warum es nicht sinnvoll ist.

**BLAHA:** Da ist der Druck vom Rektorat unter Georg Winckler (Anm. d. Redaktion: Rektor der Uni Wien von 1999 bis 2011) vielleicht ein anderer gewesen?

**HRACHOVEC:** Das war sicher so.

*Es wurde viel über die Vergangenheit geredet. Was sollte oder könnte sich vorausschauend ändern?*

**SCHWARZENBACHER:** Ich glaube, dass der Bologna-Prozess in vielen Bereichen verfehlt umgesetzt ist.





Die soziale Durchmischung an den Universitäten oder „Student Centered Learning“ sind Arbeitsschwerpunkte im Bologna-Prozess, die de facto von den Nationalstaaten nicht bearbeitet werden.

**BLIMLINGER:** Zukunftsvision ist für mich die Trennung von ECTS-Punkten und Arbeitsstunden der Lehrenden. Die Bindung der ECTS-Punkte an die Stunden ist ja lediglich dem geschuldet, dass es ein Hochschullehrerdienstrecht gibt, wo nach Stunden bezahlt wird. Weil wir wissen alle, es funktioniert im Grunde so: Wie kommen wir mit den vorhandenen Stunden auf der einen Seite zu den notwendigen ECTS-Punkten auf der anderen Seite. Nur, das ist völlig unerheblich, wie viele Stunden der Lehrende dort steht. Der Workload der Studierenden ist das Wichtige. Und einhergehend damit, ist aus meiner Sicht erstrebenswert, dass es auch Möglichkeiten gibt, sich für ein Studium Tätigkeiten außerhalb der Universität – und damit meine ich nicht unbezahlte Praktika – anrechnen zu lassen.

**FAULHAMMER:** Aus meiner Sicht hat die Lehre nicht den Stellenwert, den sie haben sollte. Das studierendenzentrierte Lernen, das am Outcome orientiert ist, ist noch nicht wirklich angekommen. Bei der sozialen Dimension habe ich naturgemäß eine andere Auffassung. Sie wissen, dass die soziale Durchmischung im Fachhochschulbereich, wo es Zugangsregelungen und teilweise Studienbeiträge gibt, deutlich besser ist. Wenn es die Zugangsregelungen gibt, können wir gezielte Maßnahmen setzen, um Studierende aus benachteiligten Schichten verstärkt zu berücksichtigen. Wir schauen uns auch das Thema „Affirmative Action“ an, um zu sehen, welche Möglichkeiten es da gibt.

**BLAHA:** Ich möchte noch den Aspekt des Dualismus von Forschung und Lehre einbringen. Mein Eindruck ist, dass Lehre abseits des Mainstreams, nicht zuletzt auch durch die Kürzung der Wahlfächer, ziemlich unter die Räder gekommen ist. Das hat auch ganz viel damit zu tun, dass sich Forscher und Forscherinnen logischerweise überlegen, wohin ihre Energie und ihre Arbeitszeit gehen. Und das ist dann der Artikel im Journal und nicht die besonders gut aufbereitete Lehrveranstaltung für ein Massenpublikum.

### Wissenswertes

Das Curriculum (pl. Curricula), oder auch der Studienplan, wird von Curricularkommissionen ausgearbeitet, in der Studierende, Mittelbau und ProfessorInnen vertreten sind.

ECTS (European Credit Transfer System): Statt der Dauer einer Lehrveranstaltung (Semesterwochenstunden) soll jetzt mit dem Arbeitsaufwand der Studierenden gerechnet werden. Ein ECTS-Punkt entspricht 25 Arbeitsstunden.

Freie Wahlfächer boten die Möglichkeit bis zu 48 Semesterwochenstunden (rund 150 ECTS) gänzlich frei zusammenzustellen. Auch Lehrveranstaltungen anderer Unis zu absolvieren, war unerwünscht. Heute sind sie an der Uni Wien von Erweiterungscurricula (EC) abgelöst: Sie sind Minicurricula im Umfang von 15–30 ECTS und beinhalten meist nur einführende Massenlehrveranstaltungen.

Affirmative Action oder positive Diskriminierung meint Maßnahmen, um die Benachteiligung von bestimmten Gruppen durch die gezielte Schaffung von Vorteilen für diese Gruppen zu vermindern.

Die Bologna-Follow-up-Gruppe ist eine Arbeitsgruppe mit VertreterInnen der SozialpartnerInnen, der Ministerien, der Hochschulen und der ÖH, die Positionen und Vorschläge zum Bologna-Prozess erarbeitet.



v.l.n.r.: Eva Blimlinger, Barbara Blaha, Friedrich Faulhammer, Iris Schwarzenbacher, Herbert Hrachovec.

# Service, das hilft!



## Studierendenheime

**I**m Sparbudget 2010/11 der Bundesregierung waren drei besondere Grauslichkeiten für Studierende verpackt: Die Streichung der Familienbeihilfe für 27.000 Studierende, die Verteuerung der studentischen Selbstversicherung und die Kürzung der Heimförderung.

Während Familienbeihilfe und Selbstversicherung im öffentlichen Fokus standen und viele KollegInnen unmittelbar betroffen waren, ist die Kürzung der Heimförderung schleichendes Gift.

Bis 2013 sollen die Budgetmittel des Wissenschaftsministeriums im Bereich der Studierendenheime von 11 Millionen Euro auf 6 Millionen Euro pro Jahr gekürzt werden – also eine Streichung von beinahe 50 Prozent!

Diese Kürzung bedeutet (vereinfacht dargestellt), dass spätestens ab 2013 keine neuen Studierendenheime, zumindest keine zu leistbaren Preisen, mehr gebaut werden

und alte Heime eher geschlossen als saniert werden. Zudem werden ab dem nächsten Wintersemester einige HeimbetreiberInnen die Benützungsentgelte um rund 20 Prozent pro Monat erhöhen.

Bereits Ende 2010 hat die ÖH-Bundesvertretung gemeinsam mit der Universitätenkonferenz und den großen HeimträgerInnen versucht, diesbezüglich in Verhandlungen mit der damaligen Wissenschaftsministerin Karl zu treten. Der gemeinsamen Meinung, dass die Einsparungseffekte dieser Kürzung in keiner Relation zu dem eintretenden Schaden stehen, begegnete Ministerin Karl aber mit Ignoranz.

Auch der aktuelle Wissenschaftsminister Töchterle scheint der Linie seiner Vorgängerin treu bleiben zu wollen. Aber die ÖH wird sich weiterhin mit allen Mitteln für den Erhalt und Ausbau der Studierendenheime einsetzen. ◀

cr

## Immer noch: Wohnrechtsberatung per Skype

**D**ie Miet- und Wohnrechtsberatung der ÖH-Bundesvertretung ist nun auch per Skype verfügbar: Unter dem Namen oeh-bv.wohnrechtsberatung stehen dir unsere ExpertInnen am Montag von

16:00–18:00 und am Donnerstag von 13:00–16:00 zur Verfügung.

Die weiteren Beratungszeiten bleiben davon unberührt. Du findest diese unter: [www.oeh.ac.at](http://www.oeh.ac.at) im Bereich: Beratung. ◀

cr

## Forum Hochschule - Soziale Absicherung

**D**ie im Rahmen des Projekts „Forum Hochschule“ eingerichtete Arbeitsgruppe „Soziale Absicherung von Studierenden“ hat bereits mehrmals getagt – und geht neue Wege in der Debatte.

Erstmals wird versucht, sich vom „klassischen“ Studierendenbild zu lösen und sich der konkreten Analyse der Situation zu widmen: Den oder die prototypische/n Studierende/n gibt es nicht. Es gibt unterschiedlichste Gruppen von Studierenden, mit unterschiedlichen Merkmalen, Bedürfnissen und Problemlagen – und darauf geht die Arbeitsgruppe ein, um ein möglichst umfassendes Konzept der sozialen Absicherung aller Studierenden zu erarbeiten.

Alle sind eingeladen, mitzudiskutieren! Wer beim nächsten Treffen dabei sein will: Einfach ein Mail an [sozialreferat@oeh.ac.at](mailto:sozialreferat@oeh.ac.at) schicken.

Eine erste Erkenntnis sei hier schon mal publiziert: Der offene Hochschulzugang macht möglich, dass viele Menschen die Hochschulen auch zur Fort- und Weiterbildung im Sinne des „lebenslangen Lernens“ nutzen. In diesem Bereich spielt das österreichische Hochschulsystem in einer Liga mit den skandinavischen Ländern – und das ist gut so. ◀

*Christian Rechberger ist als Sozialreferent der ÖH-Bundesvertretung tätig.*

### REFERATE DER ÖSTERREICHISCHEN HOCHSCHÜLERINNENSCHAFT

#### Referat für pädagogische Angelegenheiten

Tel: +43 (0) 1/310 88 80 - 38, Fax: - 36  
[paedref@oeh.ac.at](mailto:paedref@oeh.ac.at)

#### Referat für Fachhochschul-Angelegenheiten (bzw. Referat für Bildungspolitik)

Beratung: Dienstag 9–12 Uhr, Donnerstag 13–16 Uhr  
Tel: +43 (0) 1/310 88 80 - 38, Fax: - 36  
[FH@oeh.ac.at](mailto:FH@oeh.ac.at), [bipol@oeh.ac.at](mailto:bipol@oeh.ac.at)

#### Referat für Sozialpolitik

Sozialberatung: Dienstag 10–13 Uhr,  
Mittwoch von 16–19 Uhr sowie Donnerstag 14–16 Uhr  
Tel: +43 (0) 1/310 88 80 - 43  
[sozial@oeh.ac.at](mailto:sozial@oeh.ac.at)

Wohnrechtsberatung: Dienstag 10–13 Uhr; Montag 16–18 Uhr und Donnerstag 13–16 Uhr nur per skype: [oeh-bv.wohnrechtsberatung](mailto:oeh-bv.wohnrechtsberatung)  
Tel: +43 (0) 1/310 88 80 - 41 | [wohnrecht@oeh.ac.at](mailto:wohnrecht@oeh.ac.at)

Sozialfonds: Montag 10–12 Uhr, Donnerstag 14–16 Uhr  
Tel: +43 (0) 1/310 88 80 - 22 | [sozialfonds@oeh.ac.at](mailto:sozialfonds@oeh.ac.at)

#### Studien- und MaturantInnenberatung

Montag, Mittwoch, Donnerstag 13–16 Uhr  
Dienstag, Freitag 9–12 Uhr

#### Spezialberatung zur Studienberechtigungsprüfung:

Dienstag 18–20 Uhr  
Tel: +43 (0) 1/310 88 80 - 24 bzw. - 25  
[studienberatung@oeh.ac.at](mailto:studienberatung@oeh.ac.at)  
Skype: OEH-Beratung

Vereinbarung von Beratung an Schulen und Betreuung von Ständen bei Berufs- und Studieninformationsmessen  
Agnes Wühr: +43 (0) 676/888 522 92  
[agnes.wuehr@oeh.ac.at](mailto:agnes.wuehr@oeh.ac.at)

#### Referat für internationale Angelegenheiten

Donnerstag 16–18 Uhr  
Tel: +43 (0) 1/310 88 80 - 95  
Fax: +43 (0) 1/310 88 80 - 36  
[internationales@oeh.ac.at](mailto:internationales@oeh.ac.at)  
Skype: [internats\\_bv](https://internats_bv)

#### Referat für ausländische Studierende

Tel: +43 (0) 1/310 88 80 - 65, Fax: +43 (0) 1/310 88 80 - 36  
[auslaenderInnenreferat@oeh.ac.at](mailto:auslaenderInnenreferat@oeh.ac.at)  
Dienstag: 10–12 Uhr (englisch, türkisch, deutsch)  
Dienstag: 15–18 Uhr (spanisch, englisch, deutsch)  
Donnerstag: 10–13 Uhr (persisch, englisch, deutsch)  
Freitag: 9–12 Uhr (englisch, spanisch, deutsch)

#### Referat für feministische Politik

Nach Terminvereinbarung  
Tel: +43 (0) 676/888 522 74  
Fax: +43 (0) 1/310 88 80 - 36  
[frauenreferat@oeh.ac.at](mailto:frauenreferat@oeh.ac.at)

#### Referat für Menschenrechte und Gesellschaftspolitik

Nach Vereinbarung  
Laura Allinger (Referentin): Tel: 0676/ 888 52 25  
[laura.allinger@oeh.ac.at](mailto:laura.allinger@oeh.ac.at)  
Matthias.Nocker@oeh.ac.at  
Magdalena.Strasser@oeh.ac.at  
[christoph.steining@oeh.ac.at](mailto:christoph.steining@oeh.ac.at)

PA alle Referate: Taubstummengasse 7–9, 1040 Wien



## Die kulinarische Kodifizierung des Terrors

Kommentar von Jakob Falkinger

Die Behörden des deutschen Innenministeriums können sich erst nach einer Serie rechtsextremer Morde und Gewalttaten zum öffentlichen Eingeständnis durchringen, dass rechtsextremer Gewalt zu wenig Gefahrenpotential beigemessen wurde. Die Verstrickungen und personellen Überschneidungen von Verfassungsschutz, Polizei und Neonazis leisten dazu ihren Beitrag und behindern die Aufklärungsarbeit. So erweist sich der in die Jahre gekommene Gemeinplatz, dass auf die Behörden kein Verlass sei, wenn es um antifaschistische Arbeit geht, als krisensicher und brandaktuell. Und nicht nur das: Die Nazi-Connection beim Verfassungsschutz ist seit mindestens zehn Jahren bekannt, und wird noch immer nicht in Frage gestellt.

**Strategien der Verharmlosung.** Ob die Schuldeingeständnisse, Reuebekundungen und Entschuldigungsankündigungen der Justiz und der Polizei mehr als bloße Lippenbekenntnisse sind, wird noch zu zeigen sein. Was jedoch von Anfang an, im schlechtesten Sinne und in besonderer Deutlichkeit, zu Tage trat, sind die Versuche, rechtsextreme Gewalt zu verharmlosen: Zwei spezifische Phänomene, die im Zusammenhang mit der Neonazi-Mordserie häufig zur Geltung kommen, verweisen auf weitaus allgemeinere gesellschaftliche Probleme als „bloß“ kriminalistische Mängel. Es ist die rassistische Rede von „Döner-Morden“, die den Opfern noch den letzten Rest an Würde und Betrau-

erbarkeit nimmt. Indem die Opfer dieser rassistisch motivierten Morde mit einem kulturalistisch kodifizierten Gegenstand (Döner) gewaltsam identifiziert werden, verlieren sie ihren Status als Menschen. Sie sind tot. Und Döner lassen sich nicht betrauern. In dieser leichtfertigen Rhetorik zeichnen sich bereits die Konturen einer Strategie ab, die sowohl von Rechtsextremen, als auch von denen, die vor deren Auftreten, deren Gewalt, die Augen verschließen und verstummen, angewandt wird.

**Alibi.** Doch das Entsetzen und die Erschrockenheit über die Details, die nach und nach ans Tageslicht geraten, sind oft vor allem eines: Ausdruck der deutschen Normalität und Zeichen der Verharmlosung der menschenverachtenden Ideologie von Neonazis, NationalistInnen und Rechtsextremer aller Couleur, nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa. In Österreich hingegen, wo sich die Elite der europäischen Rechten alljährlich in der Hofburg, wohl nicht nur zum Tanze, versammelt, gibt es, wie man meint, keine Probleme mit „diesen“ Rechtsextremen, sitzen sie doch domestiziert im Parlament und in anderen großen Häusern – gleich nebenan. Aber verstellt der Blick auf diese „RepräsentantInnen“ nicht gerade die Sicht auf die, die sie repräsentieren? ◀

*Der Autor studiert Philosophie und Romanistik in Wien.*

### KURZMELDUNGEN

#### Präzise Drohnen

Laut Berichten der Londoner Rechercheplattform *Bureau of Investigative Journalism* sind in Pakistan mindestens 391 ZivilistInnen bei Drohnenangriffen ums Leben gekommen, darunter 175 Kinder. Diese Zahlen wurden aus Auswertungen der internationalen Presse zusammengetragen, weil die Operationen als Maßnahme der CIA gegen Terrorismus streng geheimgehalten werden. Seitens der Behörde heißt es hingegen, es seien seit 2001 maximal 50 ZivilistInnen getötet worden. *jauk*

#### Unterbieten beim Resettlement

Schon mehrmals hat die UNHCR, die Flüchtlingsorganisation der UNO, zur Aufnahme von zentralafrikanischen Flüchtlingen aufgerufen, die aufgrund des BürgerInnenkrieges aus Libyen geflüchtet sind. Von den mehr als 5000 Personen hat Europa nur knapp 200 aufgenommen. Deutschland hat komplett verweigert, an dem Resettlementprogramm teilzunehmen, zuweilen unter scharfer Kritik seiner Länder und Kommunen. Auch Österreich wird sich nicht daran beteiligen, denn hierzulande gibt es gar kein solches Programm. *jauk*

#### Voranmeldung adé.

Chaos und panische Warnungen vor der Studierendenflut statt besserer Planung – das brachte die verpflichtende Voranmeldung zum Studium. Jetzt ist sie Geschichte. Als Kompromiss bleibt die frühe Inskriptionsfrist: 5. September für das Wintersemester und 5. Februar im Sommersemester. *wako*

# Protest, Spektakel und Verschwörungstheorien



Die USA sind besetzt - und Tausende demonstrieren seit September für soziale Gerechtigkeit. Doch wer sind die BesetzerInnen eigentlich und was wollen sie? Ein kritischer Blick auf Occupy Wall Street, direkt aus Downtown Manhattan.

CENGİZ KULAÇ

**M**ic check“, schreit jemand in die Menge. Ein lautes Brüllen und „mic check“ schallt es zurück. Damit ist der provisorische „Soundcheck“ abgeschlossen. Technik nützt nichts am Zuccotti Plaza, nahe der New Yorker Wall Street. Mikrophone und Lautsprecher wurden polizeilich untersagt, also wiederholt die Menge das Gesprochene. Mitten drinnen steht eine der Ikonen der Anti-Globalisierungsbewegung: Naomi Klein. Alles ist bereit für ihren Auftritt. „Ich liebe euch“, repliziert die Menge ihre Worte.

Die Journalistin und Autorin (*No Logo, The Shock Doctrine – The Rise of Disaster Capitalism*) wartet nicht mit viel Neuem auf. Sie ruft: „Wir zahlen nicht für eure Krise!“ Mit „ihr“ ist dabei jenes „eine Prozent“ gemeint, das laut Klein die „globale“ Krise verursacht habe. Dem stellt sie den Leitgedanken der Bewegung „Wir sind die 99 Prozent“ entgegen: Das reiche eine Prozent würde die Krise nutzen, um sich noch mehr zu bereichern und seine Wunschliste – von der Privatisierung der Bildung bis zum Gesundheitssystem – durchzusetzen. Aber: Nun gäbe es glücklicherweise 99 Prozent, die sich dies ab sofort nicht mehr gefallen ließen. „Was heute anders ist als 1999 in Seattle: Damals griffen wir den Kapitalismus auf der Höhe eines Booms an. Heute zum Zeitpunkt der Krise“, erklärt sie den Protestierenden. Es gelte, die Gelegenheit zum Protest zu nutzen – wie 1999 bei den Protesten gegen G8 in Seattle.\* Aber nicht nur Klein sprach ihre Solidarität aus. „Star-Philosoph“ Slavoj Žižek, Skandalpublizist Michael Moore,

Hollywood-Linke Susan Sarandon – alle kamen sie und sprachen am Liberty Plaza in New York, dem Herzen der Occupy Wall Street-Bewegung.

**Protest-Accessoires.** Von Boston bis Chicago, von Los Angeles bis Miami von Minneapolis bis Portland sprossen weitere Besetzungen aus dem Boden. Der Protest macht sich in den gesamten USA breit. Seit dem 17. September, dem „Constitution Day“, werden Sit-ins, Teach-ins, offene Foren, Kundgebungen, Demonstrationen, Besetzungen organisiert. Ein unüberschaubares Mischmasch aus AnarchistInnen und anderen „linken“ Gruppierungen, kleineren Gewerkschaften, Parteien wie der Revolutionary Communist Party oder den US-Grünen – jedoch primär eine Masse an erstmals aktiven „Unzufriedenen“ bringt sich in den Protest ein. Zeitungen, Flugblätter, Buttons und all die bekannten Protest-Accessoires – sogar eine *People's Library* – sind vorhanden. Und während das Plenum tagt, geben sich einige Meter weiter die karnevalesken TrommlerInnen frenetisch, ja fast ununterbrochen, ihren Rhythmen hin.

Doch wer sind die AktivistInnen? Es ist die selbsternannte „Mittelschicht“, die sich durch die vorherrschende Politik des Landes bedroht fühlt. Dazu Diana Levinson, deklarierte Demokrat: „Jungen Menschen wird die Zukunft geraubt, die Wirtschaft ist in Amerika außer Kontrolle geraten und hat die Mittelschicht zerstört.“ Eine andere Aktivistin fasst den Protest so zusammen: „Die Leute haben es satt, es braucht eine Umverteilung des Reichtums, wir haben die Mittelschicht verloren, Studierende können ihre Ausbildungskosten nicht mehr zu-

rückzahlen, HausbesitzerInnen ihre Hypotheken.“ Wer aber konkret diese Mittelschicht ist, bleibt offen – insbesondere, weil sich jedeR als Mittelschicht bezeichnet.

**Kritik an der Protestbewegung.** Kritik kommt nicht nur von konservativer Seite. So äußert sich die marxistische US-Theoriegruppe *The Platybus Affiliated Society* kritisch gegenüber Occupy Wall Street. Diese, kurz *Platybus* genannt, hat mehrere Versuche gestartet, vor Ort zu intervenieren. Parallel zu zahlreichen und regelmäßig stattfindenden Lesekreisen reagiert die Gruppe mit öffentlichen Diskussionen auf die Proteste. Laurie Rojas von *Platybus New York* etwa wünscht sich mehr konkrete Kritik. „In der Bewegung besteht eine begrenzte Sichtweise auf die Natur des Kapitalismus“, stellt sie fest. „Occupy Wall Street stellt aber auch eine neue Möglichkeit für die Linke dar.“ Rojas und *Platybus* sehen allerdings grundlegendere Probleme als die meisten der BesetzerInnen und konstatieren „eine sichtliche Schwäche der Linken“. Die Analyse dieser Schwäche könne aber nicht nur an den letzten Jahren festgemacht werden, sondern müsse eine Untersuchung der gesamten Geschichte der Linken bilden. Ross Wolfe, ebenfalls von *Platybus*, kritisiert in seinem Blog *The Charnel-House*: „Das endlose Trommeln, pseudo-tribale Tanzen und Singen, wiederholende Slogans („this is what democracy looks like“ und andere populistische Banalitäten), vorhersehbare Plakate, schwarze Halstücher, anarchistischer Chic – all das riecht ein bisschen zu viel nach dem, was nur zur normalen orgiastischen Post-Neue-Linke-Party- und Protestkultur wurde.“



Die verschiedenen Seiten des *Occupy Wallstreet* Protests in New York.

Die *Occupy*-Bewegung bildet außerdem keine Ausnahme, was klassisch und vermeintlich „linke“ Verschwörungstheorien, Antisemitismus und verkürzte Kapitalismuskritik angeht. Die Krux beim Protest gegen den Kapitalismus ist, dass er sich oftmals nicht gegen das gesellschaftliche System Kapitalismus wendet, sondern sich Einzelpersonen als vermeintliche Sündenböcke herausnimmt. Dies zeigt sich insbesondere darin, dass einerseits primär die „Zerstörung“ der undefinierbaren Mittelschicht anstatt sozialer Verhältnisse kritisiert werden und auf der anderen Seite „Börsenspekulanten“, Banker und die sogenannten ein Prozent als Verantwortliche an den Pranger gestellt werden. Als „links“ betitelter Protest kippt dann leicht in antisemitische Stereotype, die auch schon die Nazis gegen „die Juden“ bemühten. Stereotype wie die Vorstellung vom „parasitären Finanzkapital“ sind Standard-Repertoire von Antisemitismus, und werden oftmals frisch verpackt in der *Occupy*-Bewegung artikuliert.

Wenn es darum geht, den „corporate Greed“, die Gier, an den Pranger zu stellen, wie dies bei *Occupy Wall Street* der Fall ist, folgt dann auch meist der Fingerzeig auf bekannte UnternehmerInnen und BankerInnen, wie den Präsidenten von *Goldman-Sachs*, Lloyd Blankfein. Offen bleibt ohnehin auch die Frage, warum die Wall Street als Zentrum allen Übels dargestellt wird und nicht der Kapitalismus an sich.

Auch „die Politik“, also Barack Obama, der gefallene Held vieler Occupier, die Demokratische Partei oder die Republikanische Partei und die ultra-konservative Tea-Party, sind nur Ziele zweiter Wahl. Naomi Klein schlägt vor: „Kümmert euch nicht um die Demokratische Partei.“ Um es mit dem inflationär gebrauch-

ten Präfix „post“ zu sagen: Im Zeitalter der Postdemokratie, eines zunehmend autoritärer werdenden Kapitalismus, ist man eben post-politisch, post-anarchistisch. Man hat das ganze Politikspiel satt, fordert nicht und fordert niemanden heraus, will sich die Welt selbst organisieren und mimt eine zeitgenössische Form von „going west“: Nur in diesem Fall mitten in Downtown Manhattan. Konkrete Kritik ist politisch und was politisch ist, will man nicht. Man ist gegen Gier, Korruption und Ungleichheit. Wie dies alles entsteht, ist aber nicht die Frage. Spekulationen, wer dafür verantwortlich ist, rücken ins Zentrum der Auseinandersetzung. Antisemitische Untertöne bis hin zu offenem Antisemitismus finden in einem solchen Umfeld leicht Platz: von Plakaten wie „Hitler’s Banker – Wall Street“, diversen antisemitischen bis verschwörungstheoretischen Kommentaren auf Webseiten und Bildern eines aufgespießten Lloyd Blankfein.

**Lippenbekenntnisse.** Seth Weiss von der *Marxist Initiative* kritisiert den laschen Umgang mit den vom Plenum beschlossenen „Prinzipien der Solidarität“, welche unter anderem die „Bestärkung untereinander gegen jede Form von Unterdrückung“ miteinschließt. Darüber hinaus halte sich die Linke davon ab, „eine Vision einer befreienden Alternative zum Kapitalismus und seiner Schrecken“ zu entwickeln. Wenngleich sich dennoch zeigt, dass diese Bewegung keineswegs antisemitisch sein will, so zeigt sich genauso, dass ihr dabei die genaue Auseinandersetzung fehlt. Somit verwundert es auch nicht, dass die dringende Frage des Umgangs mit und der Abgrenzung von antisemitischen Elementen unbeachtet im Raum steht. Die Antwort bleibt als Schuld verbucht. „Das Plenum

und alle UnterstützerInnen der Wall-Street-Besetzung würden besser daran tun, mehr als ein Lippenbekenntnis dazu abzugeben“, sagt Weiss.

**Repression und Repetition.** Der Protestalltag birgt bei all dieser notwendigen Reflexion auch praktische Probleme, Grenzen und Gefahren sowie die Frage nach Strategien. Die Protestbewegung ist mit der härtesten Repression seit den Protesten gegen den Vietnamkrieg konfrontiert. Von großangelegten Pfefferspray- und Prügelaktionen durch die Exekutive, Massenverhaftungen bis hin zu brutalen Auflösungen von Besetzungen und Demonstrationen. Die Besetzung im *Zuccotti*-Park wurde erst im November durch die Polizei aufgelöst. Der Winter kommt, die Proteste schwächeln. Vielleicht war es nur das repetitorische Erwachen der „Linken“, die sich mehr schlecht als recht als symbolische Figur am Leben erhält – ein bisschen nach dem Vorbild der britischen Monarchie: „The left is dead, long live the left“, wie ein Plakat von *Platybus* New York es ausdrückt? Doch im November 2012 sind PräsidentInnenschaftswahlen und die Zeichen deuten auf heiße Zeiten.

Fix ist dabei jedenfalls: Die öffentliche Diskussion hat sich hin zur sozialen Frage verschoben – und das in einem Land, in dem mehr als in jedem anderen persönlicher Erfolg und Scheitern privatisiert sind und einzementiert scheinen. Und das markiert dann doch einen Erfolg der Bewegung. ◀

*Der Autor studiert Jus an der Uni Graz und lebt derzeit in New York.*

*\* Im Dezember 1999 kam es am Rande der Welthandels-Konferenz in Seattle zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen Protestierenden und der Polizei – viele betrachten diese Demonstration als Geburtsstunde der zweiten Welle der „globalisierungskritischen“ Bewegung. Die Konferenz konnte aufgrund des Protestes nicht abgehalten werden.*

# Algeriens Frühlingserwachen auf Raten

**Keime der Proteste gegen Langzeitpräsidenten Abdel Aziz Bouteflika gehen im größten Staat Afrikas in Zeitlupe auf. Die junge Generation und eine zersplitterte Opposition fordern Demokratie und die faire Verteilung der Erdöl- und Gaseinnahmen. Das Regime löscht den drohenden Flächenbrand mit Almosen in Milliardenhöhe.**

JAN MAROT

Der 15. Oktober 2011 ist der Tag, den Protestbewegungen rund um den Erdball für die „Globale Revolution“ reserviert hatten. In Oran, der zweitgrößten, angeblich weltoffensten Stadt Algeriens, wo, wenn die Sonne sich hebt, im Uni-Viertel noch tiefe Bässe aus dem Rai-Club hämmern, wenn der Muezzin zum Samstagsgebet ruft, mit seiner großen Universität, herrscht Ruhe. Die Tageszeitungen, wie El Watan, titelten mit den „Empörten“, die „eine neue Welt einfordern“, aber wie in Albert Camus Roman „La Peste“, für den Oran trefflich die urbane Vorlage bot, wirkt die von Bergen umringte Hafenmetropole mit ihren knapp 700.000 EinwohnerInnen, als wäre sie unter Quarantäne gestellt – wie das gesamte Land, das sich mit seinen 33 Millionen EinwohnerInnen über das Siebenfache der Fläche Frankreichs erstreckt.

„So Gott es will, wird es uns bald besser gehen“, sagt Nordin A. (25), der Wirtschaft studiert hat und nun bei der Hafenverwaltung einen Teilzeitjob hat: „Wir Algerier sind nun mal arm. Mein Onkel hat das Land auf illegalem Weg verlassen und arbeitet nun in Deutschland. Er wollte, dass ich nachkomme.“ Aber er sei seit dem Tod seines Vaters das Familienoberhaupt, habe fünf Geschwister, und trage die Verantwortung. „Ich liebe Algerien zu sehr, um ihm den Rücken zu kehren, wie es viele wagen.“

Hamadi K. (20), der dieses Jahr Informatik zu studieren beginnt, und neben der Schule in einem Internetcafé arbeitet, nickt. Über Facebook vernetzt, verfolgen Nordin und er auch die algerische Demokratiebewegung, die sich stark aus ihrer Generation formiert. Obacht sei geboten, wie Hamadi betont. GeheimpolizistInnen würden im Internet, und nicht nur dort, jungen Aufbegehrenden folgen. Festnahmen von der BloggerInnenszene, über KarikaturistInnen – wie Ali Dilem, der neun Jahre seines Lebens im Gefängnis verbrachte, und wiederholt mit Morddrohungen seitens radikaler IslamistInnen konfrontiert war – bis hin zu JournalistInnen, die nach Aufhebung des seit 1992 währenden Ausnahmezustands im Februar über Demonstrationen berichtet haben, sind keine Einzelfälle. Nordin und Hamadi haben einen Job, wenn auch prekär. Über die Hälfte ihrer AltersgenossInnen hat den nicht. Das Gros sieht sich neben der

wirtschaftlichen auch der privaten Zukunft beraubt. Für ihre Hoffnungslosigkeit und Empörung ist Rapmusik ein Ventil und Spiegel. Die „Schuldigen“ der Misere hat der Künstler Solo Montana, in J'accuse im Establishment des „Militärs und des Marionettenpräsidenten“ festgemacht. Nach mehreren Angriffen und Todesdrohungen lebt der Musiker seit dem Frühjahr 2011 im kanadischen Exil. Just als die Welle der Proteste der arabischen Welt Anfang dieses Jahres auch in Algerien gipfelte. Dem ersten Aufbegehren gegen Weizenmehlpreise auf Höchstniveau bereits im vergangenen Dezember, folgte Anfang Jänner die Errichtung eines „Nationalen Rates für Demokratische Änderungen“. Begleitet von Selbstverbrennungen, mobilisierte sich mehr Widerstand. Zehntausende gingen, parallel zu und inspiriert von den revolutionären Bewegungen Tunesiens, den Protesten der Gruppe des „20. Februar“ Marokkos sowie den BesetzerInnen von Kairos Tahrir-Platz auf die Straßen Algeriens.

Im Grunde ist es das Militär, weniger der Präsident und dessen quasi Einheitspartei, die Front de Libération Nationale (FLN), das diese Land kontrolliert. Demonstriert haben die Sicherheitskräfte dies deutlich, als sie mit 30.000 Gendarmen eine für den 12. Februar angesetzte, knapp 10.000 Protestierende zählende, Versammlung umringten. Ein weiterer friedlicher Protest in Algier wurde am 12. April niedergeknüppelt, ein Vorgehen, das 170 Verletzte forderte. Im laufenden Jahr waren bereits über 800 Verletzte und mindestens fünf Todesopfer zu beklagen.

Unter dem Druck der Straße kündigte Bouteflika sukzessive Verfassungsänderungen, wie beim Wahlrecht, an, forderte Staatsmedien zur Meinungspluralität auf, und öffnete den Geldhahn, um die Wut des Volkes zu bändigen. Der Gerontokrat, 1937 im heute marokkanischen Oujda geboren, ist seit 1999 an die Macht, begleitet von Manipulationsgerüchten und stilisierte sich zum „Friedensbringer“ gegen die Milizen der Islamistischen Heilsfront (FIS), der selbst keinerlei Widerspruch zulässt. 2009 wurde er mit über 90 Prozent der Stimmen wieder gewählt, wobei die Opposition zum Boykott aufrief. Das algerische Staatsvermögen ist immens, dank der Einkünfte aus Erdöl- und Erdgasvorkommen, die Europa laben. Was sich nicht nur darin zeigt, dass Oran einen Stadtteil hat, der gar Frankfurts Bankencity ähnelt, wo die Wolkenkratzer der Energiegiganten stehen.

Reich an Erdgas und Erdöl, konnte Algerien Preisschwankungen bei Grundnahrungsmitteln abfedern. Der Benzinpreis beträgt weniger als ein Zehntel vom dem, was wir EuropäerInnen zu bezahlen haben. Es gibt in Algerien Arbeitslosengeld und eine Fixpension für jedeN, und zuletzt wurden großzügig Gehälter, auch die der UniversitätsprofessorInnen, deutlich angehoben. „Jene, im Sozialismus fußende Elemente“ sind aus der Sicht des saharauischen Politologen und Menschenrechtsaktivisten der NGO *Afapredesa*, Abdelar Omar, „das Haar, an dem die Stabilität hängt.“ Wer arbeitslos ist, kaum etwas besitzt, könne sich ernähren, hätte ein Dach über dem Kopf und Anrecht auf Gesundheitsversorgung. So das Ideal, in der Realität trifft man nicht nur nachts Menschen, die in Mülltonnen mit Ratten um Essbares konkurrieren.

Vielmehr ein Revolutionshemmnis ist die letzte, gescheiterte demokratische Etappe, die zwischen 1988 und 1992 in eine Dekade des Bürgerkriegs mündete. Vielen, auch jungen Algeriern wiegen Traumata der Blutvergießen, die rund 100.000 Todesopfer forderten, schwer. Heute noch liefern sich bewaffnete Gruppen Gefechte mit dem Militär. BerberInnenstämme in der Region Kabylei im Osten für ihre Autonomie, radikal-islamistische Milizen und Terroristen der Al Qaida des Islamischen Maghreb verüben Bombenattentate primär gegen Kasernen, aber auch gegen westliche Einrichtungen, wie zuletzt gegen Büros der UNO 2007 in Algiers.

Das Land gleicht einer Baustelle, mit einer Vielzahl chinesischer Bagger. Dem einsetzenden regionalen Wandel, mit gestärkten Demokratien, der sich abzeichnet, wird es sich nicht verschließen können. Doch beweist beginnendes Tauwetter mit Marokko, dass sich Autokraten wie Bouteflika und König Mohammed VI. von Feinden zu Brüdern wandeln. Wenn ihre Macht zu wackeln droht, geben sie nur Häppchen von ihr ab. So bleibt der algerischen Opposition wohl vorerst nur die Hoffnung auf den Artikel 88 der Verfassung, der die Absetzung eines Staatschefs aufgrund von Krankheit fordert, und eine teilweise politische Entmachtung des Militärs. ◀

*Der Autor studiert im Doktorat Kommunikationswissenschaften. Seit 2007 lebt er als freier Journalist in Granada.*

*Webtipp: Rap von Solo Montana, J'accuse ... („Ich beschuldige...“): [www.youtube.com/watch?v=dQ52peh9EFI](http://www.youtube.com/watch?v=dQ52peh9EFI)*

*Dilems Karikaturen in der Tageszeitung Liberté, auf <http://www.liberte-algerie.com/>*



Foto: M. Pichler

MigrantInnen am Dach  
der *Bestie*.

# Grenz(t)räume

**Täglich machen sich tausende Menschen aus Zentralamerika in der Hoffnung auf ein besseres Leben auf den Weg in Richtung USA. Doch die meisten von ihnen kommen niemals dort an. Laut Amnesty International ist die Migrationsreise durch das Transitland Mexiko eine der gefährlichsten der Welt.**

MARIA LISA PICHLER

Es ist ruhig an den Gleisen in der Nähe von Arriaga, einer Kleinstadt im süd-mexikanischen Bundesstaat Chiapas. Die Sonne geht langsam auf, Grillen zirpen unter dem morgenroten Himmel. Doch plötzlich erscheint ein helles Licht am Horizont. Das Rattern des Güterzuges durchbricht die friedliche Stille. Wie ein Monster schiebt sich der Zug trägt durch die Landschaft. Erst auf den zweiten Blick werden hunderte Menschen auf den Dächern der Waggons sichtbar.

**Der Traum vom Norden.** Jeden Tag brechen tausende Menschen ohne Papiere aus den zentralamerikanischen Ländern Honduras, El Salvador, Guatemala und Nicaragua auf, um in den USA Arbeit zu suchen. Gründe für die Migration gibt es viele: Die wirtschaftliche Situation in den zentralamerikanischen Ländern ist katastrophal. Dazu kommen noch die kaputte soziale Infrastruktur, das Erbe der ehemaligen BürgerInnenkriegsländer sowie politische Systeme, von denen die Mehrheit der Menschen ausgeschlossen ist. Die Bedrohung durch Maras, brutale Jugendbanden, ist ein weiterer häufiger Migrationsgrund. Auch die Flucht aus gewalttätigen Eheverhältnissen oder Diskriminierung aufgrund der sexuellen Orientierung spielen eine Rolle. Für viele MigrantInnen ist die Reise nach Norden der einzige Ausweg aus einem Leben in Armut und Gewalt und die einzige Möglichkeit, durch Geldrücksendungen das Überleben der Familie zu sichern.

**Eine der gefährlichsten Reisen der Welt.** Doch die Reise durchs Transitland Mexiko ist gefährlich, laut Amnesty International eine der gefähr-

lichsten der Welt. Immer rigidere Visabestimmungen machen es für die Mehrheit der ZentralamerikanerInnen unmöglich, auf legalem Weg in die USA einzureisen. Durch die von der US-Regierung forcierten Migrationskontrollen, die zunehmend von der Grenze ins Inland verlagert werden, wird die Reise durchs Transitland Mexiko immer riskanter. Die Kollaboration der mexikanischen Behörden wird durch die wirtschaftliche Abhängigkeit durch das NAFTA-Freihandelsabkommen sichergestellt. [Anm.: NAFTA ist ein Freihandelsabkommen zwischen den USA, Mexiko und Kanada, durch das zahlreiche Zölle abgeschafft wurden. Es wurde 1994 begründet.] Die Landstraßen Südamerikas sind mit US-finanzierten Migrationskontrollposten überzogen. Da Reisebusse und Autos nach ZentralamerikanerInnen durchsucht werden, bleibt der Güterzug das einzige Verkehrsmittel. Als blinde Passagiere reisen MigrantInnen auf den Dächern der Züge bis zu 3.000 Kilometer von einer Grenze zur anderen. „La bestia“ – die Bestie – wird der Zug genannt, wegen der Menschenleben, die er frisst. Um die 1000 Menschen sterben jährlich auf der Migrationsroute, unzählige werden verletzt.

Für Frauen ist die Reise besonders gefährlich: Jeder zweite weibliche Flüchtling wird Opfer von sexueller Gewalt. Viele Frauen nehmen Vergewaltigungen in Kauf und setzen sich vor der Reise Verhütungsspritzen, damit sie wenigstens nicht schwanger werden. Oft wird der eigene Körper als Zahlungsmittel eingesetzt. Entführungen, Überfälle und Morde durch das mächtige Drogenkartell *Los Zetas* stehen auf der Tagesordnung. Und die Situation der MigrantInnen hat sich unter der rechten Regierung des amtierenden Präsidenten Felipe Calderón (PAN) noch verschlechtert. „Das ist

die Phase, in der es uns am schwersten gemacht wird“, sagt Donar. Der Honduraner hat beim Aufspringen auf den Zug beide Beine verloren. „Es ist die schmutzigste Phase mit den meisten Toten. Früher wurden nicht so viele Leute umgebracht und entführt.“ Die mexikanische Migrationspolizei ist in die kriminellen Machenschaften verstrickt und nutzt den illegalisierten Status der MigrantInnen aus, um von diesen Reisegeld zu erpressen. Und nach mehreren Wochen Reise stellt schließlich die mexikanische Nordgrenze, deren Überwachung durch die restriktive Migrationspolitik der USA immer weiter ausgebaut wird, ein praktisch unüberwindbares Hindernis dar.

**Das Ende des Traumes.** Doch für viele MigrantInnen endet der amerikanische Traum schon einige tausend Kilometer vorher. „Eigentlich war ich am Weg nach Norden, aber so ist das nun“, sagt Marixa. Die junge Frau aus Honduras lächelt traurig und schaut auf ihre Wunde hinab. Wo vorher noch ein gesundes Bein war, ist jetzt ein verbundener Stumpf. Die alleinerziehende Mutter ist aus Honduras aufgebrochen, um ihrem Sohn die Schulbildung finanzieren zu können. Am Dach des Zuges ist sie eingeschlafen und hinuntergestürzt. Nun sitzt Marixa in ihrem Rollstuhl im Garten der MigrantInnenherberge *Buen Pastor* im süd-mexikanischen Tapachula. Ihre Situation ist schlimmer denn je. „Ich wusste schon vorher, dass es schwierig werden wird, die Grenze zu überqueren. Aber durch die Not, die wir haben, versuchen wir es trotzdem“, sagt Marixa. In der Herberge, die von der mutigen Doña Olga Sánchez ins Leben gerufen wurde, warten täglich Menschen auf ihre Prothese. „Ein Junge hier ist erst sechzehn und hat beide Beine verloren. Ich weiß, dass mein Leben nie wieder normal werden wird,

aber stell dir vor! Er ist nur mehr ein Stück Körper, nichts weiter!“, erzählt Marixa entsetzt. Die Herberge ist nicht nur Schutzraum für MigrantInnen, sondern hat auch eine wichtige soziale Funktion: Hier können sich Menschen mit dem gleichen Schicksal kennenlernen und vernetzen.

Marixas Geschichte ist kein Einzelfall, an der Außengrenze des Wirtschaftsblocks NAFTA bleiben viele MigrantInnen hängen. Einige, weil sie sich auf der Reise verletzen, andere, weil wegen Überfällen das Geld für die Weiterreise fehlt. Die mexikanische Grenzstadt Tapachula ist nicht nur Knotenpunkt für die zahlreichen Abschiebungen, sondern auch ein wichtiger Zwischenstopp für viele MigrantInnen am Weg nach Norden. Neben der Sexarbeit, die tief in der Gesellschaft der Grenzregion verwurzelt ist, werden auch die prekäre Arbeit auf der Müllhalde der Stadt sowie die gesamte Kaffeeernte von MigrantInnen übernommen.

„Wenn jemand eine Arbeit hat, um das tägliche Brot zu verdienen, und ein Dach über dem Kopf, würde er sich nicht auf die Reise einlassen“, sagt Marixa. Die MigrantInnen sind sich der Risiken, die sie auf der Suche nach einem besseren Leben eingehen, durchaus bewusst. Doch solange sich die Situation in den zentralamerikanischen Ländern nicht ändert, werden weiterhin Menschen gezwungen sein, die gefährliche Reise nach Norden anzutreten. ◀

*Die Autorin studiert Politikwissenschaft, Internationale Entwicklung und Romanistik in Wien.*

*Im Rahmen einer politischen Reise des IAK Berlin bereiste die Autorin im September und Oktober 2011 die süd-mexikanische Grenzregion und begleitete zentralamerikanische MigrantInnen ein Stück weit auf ihrem Weg nach Norden. ([www.iak-net.de/category/reiseblogs/mexiko-blog-2011](http://www.iak-net.de/category/reiseblogs/mexiko-blog-2011))*



Foto: S. Wurnig

Gabriel Bach

# Eichmanns Ankläger in Wien

Genau vor 50 Jahren fand in Israel der Prozess gegen Adolf Eichmann, den „Organisator der Shoa“, statt. Anlässlich einer Ausstellung im Justizpalast war der damalige Ankläger Gabriel Bach für ein ZeitzeugInnengespräch in Wien.

DOMINIK WURNIG

Gabriel Bach ist 84 Jahre alt. Schon oft hat er vom *Eichmann-Prozess* erzählt. Doch wenn er erklären soll, welcher Moment ihn am stärksten berührt hat, wird seine Stimme zittrig. Der Ankläger im Prozess gegen Adolf Eichmann erzählt von einem Zeugen, der im Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau seine ganze Familie verloren hat: „Er sagte: Ich habe meine Frau nicht mehr gesehen, die war verschwunden in der Menge. Ich habe meinen Sohn nicht mehr gesehen, der war verschwunden in der Menge. Aber mein Töchterchen, zweieinhalb Jahre alt, die hatte einen roten Mantel. Und dieser rote Punkt wurde immer kleiner. So verschwand meine Familie aus meinem Leben. Und ganz zufällig hatten wir eine kleine Tochter. Genau zweieinhalb Jahre alt. Ich hatte ihr zwei Wochen vorher einen roten Mantel gekauft.“ Als der Zeuge das gesagt hatte, da verschlug es Bach vollständig die Stimme, erzählt er heute: „Es hat vielleicht zwei oder drei Minuten gedauert, bis ich mich wieder unter Kontrolle hatte. Wahrscheinlich eine banale, kleine Geschichte, aber für mich symbolisiert das diesen Prozess mehr als irgendwelche anderen Momente.“

Gabriel Bach war der stellvertretende Chefankläger im Prozess gegen Adolf Eichmann im Jahr 1961. Ein halbes Jahrhundert später war er Ende November anlässlich der Ausstellung „Der Prozess – Adolf Eichmann vor Gericht“ im Justizpalast zu einem Gespräch in Wien. Schon oft habe er von seinen Erfahrungen erzählt, merkt Bach man an. Doch jedes Mal auf neue Weise, ergreifend und voll innerer Überzeugung, spricht er über diesen Prozess, der bis heute sein Leben geprägt hat.

**Glückskind.** Bach überlebte den Nationalsozialismus wie durch ein Wunder – sein Vater hatte die richtige Intuition und flüchtete mit der Fa-

milie nur zwei Wochen vor den Pogromen am 9. November 1938 nach Holland. Und nur ein Monat vor der deutschen Invasion in den Niederlanden konnte die Familie auf einem Schiff weiter nach Jerusalem reisen. Er ist der einzige aus seiner Schulklasse, der die Zeit überlebt hat. „Wir konnten vorher all die Jahre hindurch immer nur hören und lesen, was da geschehen war und nie etwas dagegen tun“, sagt Bach heute. Daher auch der Wille, „auf demokratischste und juristisch fundierteste Weise die Sachen zu beweisen gegen den Mann, der verantwortlich war für alle Aspekte. Das hat einem doch eine große Befriedigung gegeben.“

Der Angeklagte, der ehemalige Leiter des nationalsozialistischen „Judenreferats“ Adolf Eichmann, wurde 1960 vom israelischen Geheimdienst Mossad in Argentinien aufgespürt und für seinen Gerichtsprozess nach Israel verschleppt. Eichmann, der in Linz aufgewachsen war, war maßgeblich für die Organisation und Durchführung der Deportationen und Ermordungen von sechs Millionen Juden und Jüdinnen verantwortlich. Jeder Transport nach Auschwitz ging über seinen Schreibtisch. Und so leitete er beispielsweise das ungarische „Judenkommando“, im Zuge dessen in der kurzen Zeit von März 1944 bis Juli 1944 eine halbe Million ungarischer Juden und Jüdinnen nach Auschwitz deportiert wurden. Mit Eichmann hatte man den Fachmann für die „Judenfrage“ im *Reichssicherheitshauptamt* (RSHA) dingfest gemacht.

Zuvor war er, wie viele andere NS-Funktionäre untergetaucht und über die „Rattenlinie“ nach Südamerika gelangt, wo er unter falschem Namen lebte. Eichmanns Verteidigungsstrategie war es, sich als Befehlsempfänger und kleines Mädchen darzustellen. Aber das stimmte nicht, erzählt Bach: „Am Ende des Krieges hat Eichmann gesagt: ‚Ich weiß, der Krieg ist verloren, aber ich werde meinen Krieg noch gewinnen.‘ Und dann fuhr er nach Auschwitz, um die Tötungen von 10.000 am Tag auf 12.000 heraufzubringen.“

**Eichmann in Jerusalem.** Bis heute kontrovers sind die Prozessbeobachtungen Hannah Arendts, die den SS-Obersturmbannführer in ihrem Buch „Eichmann in Jerusalem“ als Befehlsempfänger und banalen Schreibtischtäter schildert. „Das ist von Hannah Arendt völlig falsch wiedergegeben“, sagt Bach. Zu einem Gespräch zwischen den beiden ist es nicht gekommen, erinnert er sich: „Ich hörte, da ist eine Frau nach Israel gekommen. Eine Philosophin aus Amerika, um gegen den Prozess zu schreiben. Das hat mich gewundert und ich habe ihr mitteilen lassen, ich würde mich freuen, mich mit ihr zu treffen. Sie hat geantwortet, dass sie nicht bereit sei, mit irgendjemand von der Staatsanwaltschaft zu sprechen. Das war ziemlich typisch.“

Die Bedeutung des Gerichtsprozesses für die Identität des jungen Staates Israel ist kaum zu ermessen. „Ich werde nie den ersten Moment dieses Prozesses vergessen, als die Richter in den Saal kamen mit dem Israeli-Wappen hinter sich und Eichmann da reinkam und Haltung annahm vor einem souveränen israelischen Gericht. Die Bedeutung des Staates Israel wurde mir auf einmal klarer als in irgendeinem Moment davor. Mehr als jede Parade, jeder Leitartikel in der Zeitung oder jede Zeremonie hat mich das ungeheuer beeindruckt“, sagt Bach.

Eichmann wurde der Verbrechen gegen das jüdische Volk und gegen die Menschheit schuldig befunden und im Mai 1962 hingerichtet. „Er ist der einzige Mensch, der in Israel jemals zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde. Ich glaube, ich kann objektiv sagen, dass er wirklich ein Mann ist, der das absolut verdient hat“, sagt sein Ankläger. ◀

*Der Autor hat Theater-, Film- und Medienwissenschaften in Wien studiert.*

*Die Gedenkstätte Yad Vashem hat den gesamten Prozess online gestellt: [www.youtube.com/eichmanntrial](http://www.youtube.com/eichmanntrial)*



# DOSSIER

## Stillstand im Häfn

Was hinter den Gittern passiert

## Abschaffung der Todesstrafe 1787

1787 wurde ein wichtiger Schritt zur Abschaffung der Körperstrafen getan. Das *Josephinische Gesetzbuch* (JGB) kannte keine Todesstrafe mehr und hatte erstmals Züge eines modernen Strafrechts. Dabei folgte es einer genauen wissenschaftlichen Einteilung der Strafen, je nach Schwere des Verbrechens, in sogenannten Graden. Zusätzlich zur Freiheitsstrafe sah das JGB die Verurteilung zur öffentlichen Arbeit in großem Ausmaß vor. ◀

## Sicherheit durch Überwachung

Michel Foucault zu Folge ist die repressive staatliche Gewalt, die verstümmelt und mordet, einer „Mikrophysik der Macht“ gewichen, in der „Sicherheit“ und öffentliche Ordnung durch ein Gefühl der permanenten Überwachung und der Angst vor Strafe gewährleistet werden sollen. Zur Fremdüberwachung kommt die zunehmende Selbstdisziplinierung. Sie ist vor allem eine „pädagogische“ Aufgabe. Disziplin wird in staatlichen Einrichtungen gelehrt: Kindergarten, Schule und Universität. Wer allerdings dort nicht diszipliniert werden kann, für den bleibt als ultima ratio die schwerwiegendste Einrichtung zur Disziplinierung: das Gefängnis. ◀

## Strafe soll effizient und nützlich sein

Verantwortlich für das Josephinische Gesetzbuch von 1787 war Joseph von Sonnenfels, der als „Professor der Politischen Wissenschaften“ an der Universität Wien tätig war. Während heute die Deutung des Josephinischen Gesetzbuches als modern und humanistisch überwiegt, hatte Sonnenfels anderes im Auge. Vorwiegend sollte Bestrafung effizient und nützlich sein: „Die Todesstrafen sind dem Endzwecke der Strafen entgegen; schwere, anhaltende, öffentliche Arbeiten sagen demselben mehr zu und machen die Bestrafung des Verbrechens für den Staat nützlich.“ Außerdem sollte nicht die Grausamkeit der Strafe, sondern die Angst vor und die Gewissheit der Bestrafung in den Vordergrund treten: „Auch eine kleinere Strafe ist zureichend, wenn sie gewiß ist; und die größte Strafe wird durch die Ungewißheit kraftlos“, schrieb Sonnenfels. ◀

## Erstes allgemeines Gesetz in Österreich

Während die Strafe am Körper vor dem 18. Jahrhundert meist von dezentral organisierten Gerichten nach eigenen Maßstäben verhängt wurde, setzt im 18. Jahrhundert eine zunehmende Zentralisierung der Strafe ein. Das erste bedeutende Gesetz für diese Entwicklung in Österreich war die *Constitutio Criminalis Theresiana* (CCT), das erste allgemeine Strafgesetz in der Habsburger Monarchie. Es trat 1768 in Kraft und markiert den Übergang von der Marter zur Freiheitsstrafe. Diese wurde jedoch noch mit umfangreichen Körperstrafen kombiniert. So listete die CCT die Foltermethoden noch penibel auf. ◀

## Aus dem Auge, noch im Sinn

Die Überwachung durch die Polizei ist die Kehrseite des modernen Strafrechts. Es soll nicht länger das grausame Schauspiel der öffentlichen Züchtigung vor den Volksmassen aufgeführt werden, die moderne Strafe wird im Hintergrund organisiert. Die Strafe ist zwar aus dem Auge, aber permanent im Sinn. An die Stelle der Vergeltung sind in der Strafwissenschaft General- und Spezialprävention getreten, eine zukünftige Straftat soll möglichst verhindert werden. ◀

## Pranger und Mord

„Am 2. März 1757 war Damiens dazu verurteilt worden, vor dem Haupttor der Kirche von Paris öffentliche Abbitte zu tun wohin er in einem Stürzkarren gefahren werden sollte, nackt bis auf ein Hemd und eine brennende zwei Pfund schwere Wachsackel in der Hand; auf dem Grève-Platz sollte er dann im Stürzkarren auf einem dort errichteten Gerüst an den Brustwarzen, Armen, Oberschenkeln und Waden mit glühenden Zangen gezwickt werden; seine rechte Hand sollte das Messer halten, mit dem er den Vatermord begangen hatte, und mit Schwefelfeuer gebrannt werden, und auf die mit Zangen gezwickten Stellen sollte geschmolzenes Blei, siedendes Öl, brennendes Pechharz und mit Schwefel geschmolzenes Wachs gegossen werden; dann sollte sein Körper von vier Pferden auseinandergezogen und zergliedert werden. Seine Glieder und sein Körper sollten vom Feuer verzehrt und zu Asche gemacht, und seine Asche in den Wind gestreut werden.“  
(Auszug aus: Michel Foucault, *Überwachen und Strafen*.)

# Vier Quadratmeter

Es war ein Morgen wie jeder andere, als Markus (25) vor sechs Jahren wegen vermuteten Besitzes und Verkaufs von Cannabis ohne Vorwarnung festgenommen und für fast zwei Monate in Untersuchungshaft gesteckt wurde. Im Gespräch mit der PROGRESS-Redaktion erzählte er von schlaflosen Nächten, Sonntagen im Knast und Zeit, die nicht verrann.

» Ich war für sechs Wochen in der Justizanstalt Eisenstadt inhaftiert. Über Persönliches möchte ich nicht sprechen. Aber über den Alltag kann ich berichten.

Am ersten Tag kennst du dich erst mal gar nicht aus. Die erste Woche war ich in Einzelhaft. Die Wärter haben auf mich vergessen beim Spaziergehen. Ich habe den anderen zugesehen, als sie im Hof ihre Runden zogen. Und so bin ich vier Tage nur in der Zelle gesessen. Das war einfach...

In meiner Zelle gab es ein kleines Loch in der Wand. Da konnte man Kopfhörer anstecken und Radio hören. *Ö3, Krone Hitradio, Radio Burgenland*. Super.

Der Kontakt zur Außenwelt ist minimal. Ich habe Briefe bekommen. Die waren immer schon geöffnet und gelesen. In der ersten Woche hatte ich zu niemandem Kontakt, auch Besuch war nicht erlaubt. Der kam erst später und ist immer mit einer Glaswand von dir getrennt. Außerdem steht immer ein Jusstudent daneben und hört zu, damit niemand über den Fall redet. Die Polizei sagt dir, du wirst bald wieder entlassen. Aber schnell realisierst du: Das stimmt nicht.

**Handschellen.** Verhaftet wurde ich zu Hause, an einem Mittwoch in der Früh, kurz nachdem ich aufgestanden bin. Es hat geläutet, aber ich konnte durch den Spion niemanden erkennen. Ich habe gefragt, wer da ist. „Polizei, aufmachen!“ Ich war versteinert. Es hat gegen die Tür gedonnert. Ich habe aufgemacht, zwei von ihnen haben sich auf mich gestürzt, ich hatte sofort Handschellen am Rücken.

Die Polizei hat in meinem Zimmer drei Gramm Gras gefunden. Das war dumm. Sie haben mich mit Anschuldigungen überhäuft, dass ich ein Drogenboss sei. Sie haben mir die Achter um die Handgelenke geschlossen und mich mitgenommen. Für alle sichtbar wurde ich durch die Einkaufsstraße abgeführt. Auf der Wache wurde ich verhört, den ganzen Tag. Sie haben mich angelogen und mich eingeschüchert. Als sie mir wen geschickt haben, die Vertrauen zu mir aufgebaut hat, bin ich auf sie reingefallen. Sie hat mich zum Reden gebracht. Ich hab mich verhaspelt und bekam Angst. Sie wissen, ein junger Typ, der kennt seine Rechte nicht. Das nutzen sie aus. Ich bin ihnen ins Messer gelaufen.

Nach Eisenstadt kommen nur Leute mit kurzen Haftstrafen und Untersuchungshaft. Wer trotzdem länger dort ist, kann auch arbeiten gehen. Als Kugelschreiberabpacker, als Gärtner, als Koch – aber in die Küche kommt man nicht so leicht, da wollen alle hin. Mit der Zeit bekommt man Privilegien. Aber wenn du arbeiten gehst, wirst du erst recht wieder grundlos permanent von den Aufsehern angeschnauzt und musst dich mit ihnen auseinandersetzen. Ich war also nur in der Drogentherapiegruppe. Das war Ablenkung und zugleich ein kleines Kabarett. Ansonsten habe ich mich für alles, was irgendwie gegangen ist, angemeldet. Ich habe mich auch immer zum Arzt einschreiben lassen. Die Tabletten nahm ich aber nicht. Ständig wurde mir etwas verschrieben: Schlaftabletten, Antidepressiva und so. Da kommst du als Kiffer rein und gehst als Tablettensüchtler raus.

**23 Stunden Zelle, 1 Stunde Hofgang.** Der Alltag ist im Gefängnis so, dass du relativ früh geweckt wirst. Am Vormittag kann man eine Stunde raus gehen. Dann ist Mittagessen. Und dann macht man die ganze Zeit nichts. Oder man geht zum Arzt. Auch in die Kirche hätte ich gehen können.

Nach meiner Einzelhaft wurde ich in eine Fünferzelle verlegt. 20 Quadratmeter, also rund vier für jeden, mit vergitterten Fenstern. Es sind dort nur Männer. Ich war einer der Jüngsten. Jünger war nur ein 14-Jähriger, ein 16-Jähriger und dann kam schon ich mit meinen 19 Jahren damals. Der Älteste war 74. Er ist auch wegen Gras gesessen. Seine Frau ist gestorben und hat ihm Schulden hinterlassen. Er war Pensionist, hatte keine Arbeit, hat nicht gewusst, wie er die Schulden zurückzahlen soll. Dann hat er Gras angebaut. Was sollte er sonst machen?

Ich hatte immer normales Gewand an. In Eisenstadt gibt es keine Anstaltskleidung. Alle hatten normales Gewand an. Duschen konnten wir nur einmal in der Woche.

Einmal, als wir zum Arzt gefahren wurden, waren zwei Ungarn mit. Sie wurden von den Aufsehern niedergemacht und als „Ausländer“ und „Scheiß Tschuschen“ beschimpft. Das war sehr heftig. Als Ausländer hast du es überhaupt schwieriger. Du kriegst keinen guten Anwalt, die Anwälte kommen teilweise nicht einmal. Dir wird ständig mit Abschiebung gedroht. Und wenn du Ausländer bist, halten sie dich auf

jeden Fall bis zum Prozess in Untersuchungshaft. Viele haben auch gesagt, dass die Gefängnisse in Österreich beispielsweise im Vergleich zu Albanien viel schlimmer seien.

Ich bin nicht dafür, dass man Menschen einsperrt – das war ich auch davor nicht. Aber es ist eine schwierige Frage. Vor allem bei MörderInnen, beispielsweise. Man sollte differenzieren: Zwischen Menschen, die anderen schaden, und Dingen wie dem Konsum von Marihuana. Und: Die Ausbildung von PolizistInnen und RichterInnen ist zu schlecht. Es wird viel zu unsorgfältig mit dem Leben von Leuten umgegangen. Wenn ich Geschichten höre, wie dass jemand nach 17 Jahren unschuldig entlassen wird – das darf einfach nicht passieren. Was willst du ihm geben, damit das jemals wieder gut ist?

Das Schlimme an der U-Haft ist, dass du nie weißt, was los ist, was draußen passiert, wie lang du noch dort bist. Die Zeit vergeht extrem langsam. Sechs Wochen sind mir vorgekommen wie ein halbes Jahr. Einschlafen ist sehr schwer. Es gibt keine Bewegung, keinen Auslauf. Und auch das Kiffen ist weggefallen. In der Einzelhaft habe ich mich hingelegt, sobald es dunkel war. Dann sind vier Stunden vergangen, bis ich endlich eingeschlafen bin. Das kommt dir wie eine Ewigkeit vor.

**Entlassung.** Und dann war es aus, dann stehst du da. Was mach ich jetzt? Das war davor immer in weiter Ferne. Mir wurde ja oft gesagt, dass ich schon bald gehen könne. Das hat nie gestimmt. Wenn sowas passiert, hörst du auf, in kleinen Schritten und an die nähere Zukunft zu denken.

Meine Entlassung war ganz plötzlich. Es hat geheißt, ich solle aus der Zelle raus, die Richterin möchte mich sehen. Als ich in ihr Büro kam, war sie nicht einmal da. Nur ihre Vertretung. Sie sagte, dass ich entlassen würde. Leiwand! Aber ich war auch völlig überrumpelt. Ich habe nur kurz meine Sachen geholt.

Ich bin raus, hab meine Mama angerufen. Die hat's gar nicht mehr gepackt. Und dann hat mich mein Vater abgeholt. Wir sind nach Hause gefahren. Pizza essen. «

*Markus (25), Name von der Redaktion geändert, will anonym bleiben. Nach der Untersuchungshaft wurde er zu einer bedingten Haftstrafe verurteilt.*

# Nach der Haft ist vor der Haft

Der Neubeginn nach einer längeren Gefängnisstrafe ist schwierig. Resozialisierungsmaßnahmen sollen helfen, ehemalige Häftlinge wieder in die Gesellschaft zu integrieren.

Die Realität innerhalb und außerhalb der Mauern sieht aber anders aus.

BARBARA WAKOLBINGER

ELISABETH MITTENDORFER

Zehn Jahre lang die gleiche Routine: Aufstehen um sechs Uhr, Frühstück, Arbeitsdienst oder schlichtes Zeittotschlagen. Menüplan bis Kleiderwahl – alles ist geplant und fremdbestimmt. So sieht das Leben in Haft für derzeit mehr als 8700 Menschen in Österreich aus. Doch plötzlich ist alles ganz anders, die Entlassung steht bevor, von nun an ist man wieder auf sich selbst gestellt. Beinahe so schwierig wie das Leben hinter Mauern ist die Neuorientierung danach.

Das Gefängnis steht im klassischen Sinn für Bestrafung und sichere Verwahrung von RechtsbrecherInnen – ein wichtiger Aspekt ist aber auch die Resozialisierung von Häftlingen. Diese wird gegenüber Sicherheitsfragen allerdings oft vernachlässigt. So sieht das auch Arno Pilgram, wissenschaftlicher Leiter des außeruniversitären *Wiener Instituts für Rechts- und Kriminalsoziologie*: „Es ist natürlich das Risiko für die Vollzugsverwaltung wesentlich größer, kurzfristig bei der Sicherheitsverwirklichung zu versagen, als

für ein Versagen bei der langfristigen Resozialisierung zur Verantwortung gezogen zu werden. Eine Flucht etwa ist leichter vorwerfbar und medial skandalisierbar.“

**Sicherheit an erster Stelle.** Für den Staat steht Sicherheit im Vordergrund, für die Häftlinge sieht es aber ganz anders aus. Im Idealfall beginnt Resozialisierung bereits am ersten Tag der Haft. Laut dem Strafvollzugsgesetz steht jedem Häftling ein Vollzugsplan zu. Dieser legt fest, an welchen Schwächen gearbeitet und welche Ziele erreicht werden sollen. Unter anderem sind eine psychotherapeutische Behandlung, aber auch individuelle Maßnahmen wie zum Beispiel Fremdsprachenkurse oder Computerkurse vorgesehen.

Am besten funktionieren die Umsetzung dieser Ziele bei mittleren Haftstrafen von drei bis fünf Jahren. Schwieriger sei es bei längeren Haftstrafen, weil deren Ende für die Justiz oft schwer vorhersehbar sei, so Pilgram. Bei Menschen, die über zehn Jahre inhaftiert werden, wird so ein Vollzugsplan oft gar nicht erstellt: „Bei Leuten, die unbestimmt ange-

halten werden, passiert in der Regel zunächst gar nichts. Bei lebenslang Verurteilten schaut man, wie man sie über die Tage bringt, ohne dass sie sich etwas antun oder für den Vollzug zu schwierig werden.“

Dabei wäre ein Vollzugsplan gerade für Menschen mit längerer Haftstrafe wichtig; immerhin müssen im Moment rund 2000 Häftlinge mehr als fünf Jahre im Gefängnis verbringen. Generell besteht für alle Inhaftierten nach dem Strafvollzugsgesetz Arbeitspflicht. Dafür erhalten sie ein Gehalt nach dem HilfsmetallarbeiterInnen-Kollektivvertrag, allerdings werden 75 Prozent dieses Lohns vom Gefängnis einbehalten. Übrig bleiben durchschnittlich fünf Euro pro Tag, wovon die Häftlinge die Hälfte sofort und die Hälfte später erhalten.

Die Realität in Österreichs Gefängnissen sieht allerdings anders aus, erzählt Julia Schütz\*, die im Rahmen ihres Studiums der Sozialen Arbeit an der *Fachhochschule Campus Wien* ein vierwöchiges Praktikum im Sozialen Dienst der Justizanstalt Garsten absolviert hat: „Es ist schon möglich, drinnen zu

arbeiten oder eine Lehre zu absolvieren, aber die Plätze sind beschränkt. In Garsten haben rund 50 Prozent der Leute gar nichts gemacht – die warten einfach. Wenn du dann aber 15 Jahre untätig warst, ist es extrem schwer, wieder Fuß zu fassen.“ Tatsächlich absolvieren in der größten Strafvollzugsanstalt Österreichs in Stein nur sechs von 100 Häftlingen eine Ausbildung.

**Das Leben danach.** Fuß zu fassen, einen Arbeitsplatz und eine Wohnung zu finden – das sind in den ersten Wochen in Freiheit die wichtigsten Schritte zurück ins Leben. Dabei hilft Andreas Zembaty von der Organisation *neustart*. Dort arbeiten 550 BewährungshelferInnen und 950 ehrenamtliche MitarbeiterInnen. Vor allem nach langen Haftstrafen kann ein Neubeginn schwierig sein, berichtet Zembaty: „Die Menschen drinnen werden zu einem Strafvollzug herangezogen, der mit den Problemen draußen nichts zu tun hat. Das ist wie bei einem Vogel, dem man das Fliegen in einem Käfig lernen möchte. Dann macht man die Tür auf und wundert sich,



dass der Vogel zu Boden stürzt.“ Jeder Schritt im Gefängnis ist vorgegeben, in Freiheit müssen alltägliche Routinen wieder neu gelernt werden. Denn das Leben im Gefängnis hat auch im Umgang miteinander nur wenig mit realen Bedingungen zu tun. Zembaty spricht von der Bildung einer eigenen Gefängnis-Subkultur, in der strafbare Handlungen an der Tagesordnung stehen: „Gerade in großen Justizanstalten wie Stein oder Garsten sind Häftlinge oft damit beschäftigt, ihr eigenes Überleben zu sichern. Wem muss ich drohen? Mit wem muss ich mich arrangieren? Das sind Verhaltensweisen, die draußen unbrauchbar sind.“ Diese abzulegen, ist harte Arbeit. Die Resozialisierung beginnt meist erst nach der Entlassung.

„Das primäre Ziel des Gefängnisses ist sozialer Ausschluss, Wegschließen, nicht Resozialisierung. Erst wenn sich das Ende der Haft nähert, wird über Resozialisierung nachgedacht“, erklärt Kriminalsoziologin Pilgram. Tatsächlich kommen auf eine/n Justizwachebedienstete/n nur drei Häftlinge, während ein/e BewährungshelferIn 45 ehemals Inhaftierte betreuen muss. Dementsprechend schwierig gestaltet sich die Arbeit der SozialarbeiterInnen von *neustart* mit ihren KlientInnen. Oft kommt es zu Rückfällen, besonders bei langen Haftstrafen. Wenn keine Betreuung in Anspruch genommen wird, liegt die Rückfallsquote bei etwa 80 Prozent und das in den ersten sechs Monaten nach der Entlassung. Bei einer Begleitung durch *neustart* sinkt die Quote auf 40 Prozent. Diese in Anspruch zu nehmen, ist allerdings nicht verpflichtend. Nur auf Bewährung Entlassene müssen Betreuungstermine wahrnehmen. Allerdings beobachtet der Sozialarbeiter Zembaty bei WiederholungstäterInnen häufig ein Abschwächungssyndrom: „Das heißt, dass auf ein strafrechtlich schwerwiegendes Delikt oft ein leichteres folgt. Zum Beispiel wird aus schwerer Körperverletzung Diebstahl.“

Zembaty, der bereits über 500 KlientInnen betreut hat, ist überzeugt, dass sich Rückfälle im momentanen Strafvollzug nicht gänzlich verhindern lassen. Dazu gebe es zu wenig Handlungsspielraum, trotz engagierter JustizbeamtenInnen. Diese Erfahrung hat auch Schütz in Garsten gemacht: „Ich hatte das

Gefühl, dass die Handlungsmöglichkeiten sehr eingeschränkt sind. Jede kleine Veranstaltung muss erst vom Bundesministerium genehmigt werden. Das dauert oft ewig und erschwert kreative Ansätze.“ Das mache die Arbeit mit Häftlingen nicht selten frustrierend.

Und der Job als SozialarbeiterIn lässt diese auch an persönliche Grenzen stoßen. Das leugnet auch Zembaty nicht: „Es gibt auch Situationen, wo man einfach verzweifelt ist und nach Hause geht und heult.“ Trotzdem wiegen die Erfolgserlebnisse stärker: „Man muss bereit sein, diese Rührung auf sich zu nehmen und die eigene Betroffenheit zu leben. Um in der Arbeit mit Menschen wirksam zu sein, muss ich mich auch als Mensch einbringen.“

**Muss Strafe sein?** In einem Punkt sind sich WissenschaftlerInnen und SozialarbeiterInnen einig: Es gibt Verbesserungsbedarf beim Strafvollzug und der anschließenden Resozialisierung. Die Betreuung hinter den Mauern wird durch Überbelegung und nicht vorhandene finanzielle Mittel erschwert. „Belagszahlen zu reduzieren, ist kein kriminalpolitisches Credo. Es lässt sich beobachten, dass immer neue soziale Probleme mit Strafrecht und Haft gelöst werden sollen, ohne Rücksicht darauf, was das für Justiz und Vollzug bedeutet“, bestätigt Pilgram.

Zembaty von *neustart* wünscht sich generell einen offeneren Vollzug. Denn kein Strafvollzug der Welt könne die Erwartungen der Bevölkerung erfüllen und gleichzeitig Menschenrechte wahren. Deshalb setzt *neustart* auf diversionelle Erledigungen. Das bedeutet, dass auch Alternativen vor dem Gerichtsverfahren wie ein Ausgleich oder ein TäterIn-Opfer-Gespräch stärker genutzt werden sollen.

„Wir wissen, dass der Rückfall dort am größten ist, wo am strengsten gestraft wird.“ Daher hält Zembaty es sowohl für humaner als auch ökonomisch sinnvoller, Alternativen zur klassischen Haft zu suchen. Denn am Anfang jedes Falls sollte die Frage stehen: Muss Strafe überhaupt sein?

Der Strafvollzug in der Schweiz gilt als liberal. Hier überlegt man, welche Strafe den besten Zweck erfüllt. In der Haft selbst werden die Defizite der Strafgefangenen analy-

siert und es wird gezielt daran gearbeitet. Wann eine Entlassung auf Bewährung in Frage kommt, entscheidet der Vollzug und nicht die/der RichterIn. Die Rückfallquoten sind dementsprechend geringer.

„Wenn man schon früh ambitionierte alternative Maßnahmen setzt, erspart man sich letztlich einen Vollzug, der bei allem Engagement nicht optimal sein kann“, zeigt sich Zembaty überzeugt. In Österreich wird erst langsam mit diesen Alternativen gearbeitet, der elektronische Hausarrest – auch Fußfessel genannt – ist ein umstrittenes Pilotprojekt. „In den 70er-Jahren gab es von sozialdemokratischem Optimismus geprägt die Utopie einer gefängnislosen Gesellschaft“, erklärt der Kriminalsoziologin Pilgram. Doch diese Aufbruchsstimmung war schnell vorüber. Auch Zembaty glaubt nicht an die Verwirklichung dieser Ideal-

vorstellung: „Man wird nicht ganz auf den Strafvollzug verzichten können. Es gibt Leute, für die haben auch wir keine bessere Idee.“

Kritisch sehen aber beide, dass sich das Gefängnis heute wieder mehr in Richtung Verwahranstalt entwickelt. Dadurch werden die Häftlinge immer stärker aus dem Sichtfeld der Gesellschaft gedrängt. Fachhochschulstudentin Schütz kann dem zustimmen: „Mir kommt es so vor, als wäre die Gesellschaft damit zufrieden, dass Menschen hinter Mauern gesperrt und von der Öffentlichkeit nicht mehr wahrgenommen werden. Es interessiert niemanden, was dahinter geschieht oder auch nicht.“

Barbara Wakolbinger und Elisabeth Mittendorfer studieren Journalismus und Medienmanagement an der FH in Wien.

\* Name auf Wunsch geändert.

Fotos: J. Rauch



# Die Bestrafung ist der Freiheitsentzug

Mit dem Ziel, Verantwortung für ihr Handeln zu übernehmen, leben 114 Schwerverbrecher ohne Zellen und Gitter auf der norwegischen Gefängnisinsel Bastøy. Sie können sich auf der zwei Quadratkilometer großen Insel frei bewegen, sofern man von den geregelten Arbeitszeiten, Ausgesperren und den viermal täglich stattfindenden Zählterminen absieht.

VANESSA GAIGG

Der Weg zur Gefängnisinsel Bastøy kann nur mit der kleinen Fähre Vederøy bestritten werden. Diese verlässt jeden Morgen um 8.15 Uhr mit GefängnisarbeiterInnen sowie BesucherInnen an Bord die Kleinstadt Horten. Was früher eine Art Bootcamp für männliche Jugendliche war, ist seit 2007 das erste humanökologische Gefängnis der Welt. Verlässt man die Fähre nach der Ankunft, steht man inmitten des Gefängnisses. „Übungsplatz für Verantwortung“ steht dort geschrieben. Bastøy ist zwei Kilometer lang, einen Kilometer breit und wie ein kleines Dorf organisiert. Mit einem Bus werden die ArbeiterInnen täglich zum Hauptgebäude gebracht. Auf der Insel stehen in großen Abständen zueinander kleine, farbig gestrichene Häuser, in denen jeweils vier bis sieben Männer in einer Wohngemeinschaft zusammenleben. Dazwischen erstrecken sich große, braune und grüne Felder, die von den Insassen selbst bearbeitet werden. „Die Insassen müssen ihren Alltag hier selbst regeln“, erklärt Rolf Hansen, ein Gefängniswärter. „Sie können zwischen Privatsphäre und Gemeinschaft wählen.“ Hansens Job ist es nicht nur, die Gefängnisinsassen zu bewachen, sondern auch, BesucherInnen zu begleiten. Nicht das Beschützen vor Insassen ist hier das Ziel, sondern vielmehr das Vermitteln der Arbeitsweise auf Bastøy.

Auf dem gesamten Gefängnisgelände gibt es keine einzige Waffe, nur eine Attrappe im Büro des Gefängnisleiters. Normalerweise müssen alle GefängniswärterInnen in Norwegen eine dreijährige Ausbildung absolvieren. Hansen gehört zu den zehn Prozent der WärterInnen, die über keine formale Ausbildung verfügen. „Der Leiter von Bastøy will dich kennenlernen, und dann entscheiden, ob du hier arbeiten darfst“, erklärt er das Aufnahmeverfahren. Beim Organisieren des Insellebens werden die Insassen von 80 MitarbeiterInnen unterstützt. Diese arbeiten als Aufsehe-

rerInnen, in der Bibliothek, in der Kirche, in der Küche, in der Administration oder bei sonstigen Projekten im Gefängnis.

**Das geringere Übel.** „Du siehst hier keine WärterInnen, wenn du nicht möchtest. Das einzige Gefühl von Gefängnis entsteht durch die Tatsache, dass es eine Insel ist“, kann der 54-jährige Ketil Petersson\*, der wegen Drogenhandels verurteilt wurde, dem Konzept von Bastøy einiges abgewinnen. Seit einem halben Jahr ist er auf Bastøy, davor war er in einem geschlossenen Gefängnis und verbrachte dort 23 Stunden am Tag in einer Zelle, eine Stunde hatte er Hofgang. Dass er wegen seiner Vergangenheit im Gefängnis sitzen muss, kann er nicht wirklich nachvollziehen. Seiner Meinung nach sollten Drogen legalisiert werden. „Aber was soll’s“, sagt er mit dem Wissen, dass er einen Großteil seiner Strafe schon abgesessen hat. Auch Per Aastan kam aus einem geschlossenen Gefängnis hierher. Sieben Jahre muss der ebenfalls wegen „Drogengeschichten“ verurteilte Vater absitzen, ein Jahr steht ihm noch bevor. Seine Aufgabe hier ist es, sich um die Tiere zu kümmern und mit dem Traktor im Winter Schnee zu räumen. Er mag seine Arbeit und muss dafür täglich vier bis fünf Stunden aufwenden. Seine Entlohnung beträgt, wie die der anderen auch, 50 Kronen (6,50 Euro) pro Tag. An einem typischen Tag steht er um halb sechs in der Früh auf, kümmert sich um seine Tiere, um halb neun wird das erste Mal gezählt: „Ich finde es fair, hier zu sein“, meint Per reumütig: „Ich muss bezahlen für das, was ich getan habe“. Der Unterschied zwischen Bastøy und einem geschlossenen Gefängnis sei wie Tag und Nacht. „Ich glaube schon, dass eine Gesellschaft Gefängnisse braucht, trotzdem müssen sich die Bedingungen in vielen ändern“, sagt Per. Das Ziel von Gefängnissen sei schließlich „die Möglichkeit zu bekommen, wieder zurückzufinden“.

Im Sommer sei es besonders schlimm, das Festland zu sehen und Partys und Konzerte un-

freiwillig mitzuhören, da sind sich die beiden einig. „Darüber darfst du nicht nachdenken, sonst drehst du durch“, schüttelt Ketil den Gedanken gleich wieder ab. Trotzdem gab es laut Per erst einen, der von Bastøy fliehen wollte, und der wurde am darauffolgenden Tag geschnappt. „Grundsätzlich kannst du aber jeden Tag fliehen, wenn du willst“, sagt Per: „Das wäre aber natürlich dumm, weil nachher alles nur noch schlimmer wird“. Draußen warten seine Frau und eine bestehende Existenz auf ihn, in die er sich nur wieder einfügen muss. „Zurückkehren zur Normalität ist alles, was ich möchte.“

**Elitegefängnis.** Normalität ist auch das, was Gefängnisleiter Arne Kvernvik Nilsen auf der Insel erzeugen möchte. Der ausgebildete Psychotherapeut ist seit zweieinhalb Jahren der Leiter von Bastøy, seither gab es noch keinen Zwischenfall. „Das erste, was ich den Insassen sage, wenn sie ankommen, ist Folgendes: Ich werde dir jetzt deine Verantwortung zurückgeben. Das bedeutet einerseits viel Freiheit, andererseits aber auch Möglichkeiten, um Dummes zu tun.“ Das humanökologische Gefängnis basiert für Nilsen auf dem Bewusstsein, dass die Umwelt den Menschen beeinflusst und umgekehrt. „Ein Mensch kann noch so schlimme Sachen getan haben, steckst du ihn in die richtige Umgebung, wird das auf ihn wirken.“ Auf Bastøy werden nur Schwerverbrecher aufgenommen. Die meisten Insassen waren davor in einem geschlossenen Gefängnis und haben sich von dort aus für Bastøy beworben. Nilsen sucht sich den Großteil der Insassen aufgrund der Bewerbung aus, und bevorzugt dabei die schwierigen Fälle. Ein paar werden ihm auch vom Staat zugeteilt. Auf Bastøy wird den Leuten klar gemacht: Wenn du dich nicht an die Regeln hältst, musst du zurück in ein geschlossenes Gefängnis. Dieses Druckmittel besitzen die anderen Gefängnisse nicht.

Die Statistiken geben Bastøy Recht. Die Rückfallsquote ehemaliger InsassInnen aus euro-

Fotos: L. Berger





Hendrik, Chris und Lars im Wohnzimmer der Blueshouse-WG.



Per bei seiner täglichen Arbeit.

päischen Gefängnissen beträgt im Durchschnitt 70 Prozent, in Skandinavien 30, in Norwegen 20 und jene von Bastøy 16 Prozent. Bei Menschen, die mehrere Male im Gefängnis waren, vervielfacht sich die Wahrscheinlichkeit, wieder reinzukommen. Und: Aufgrund des im Vergleich zu anderen europäischen Ländern geringen Unterschieds zwischen Arm und Reich hat Norwegen eine der niedrigsten Kriminalitätsraten der Welt. „Wie können Leute behaupten, wir seien auf dem falschen Weg?“, fragt Nilsen in Richtung der PolitikerInnen, die gerade in letzter Zeit auch in Norwegen nach härteren Strafen schreien. „Das alles hat mit einer egalitären Gesellschaft zu tun und damit, wie wir die Leute im Gefängnis behandeln“, so Nilsen. Eines Tages müssen diese Leute schließlich wieder in die Gesellschaft zurück.

**Guilty as hell.** Chris Nyborg und Lars Væring wohnen mit fünf anderen Mitbewohnern im Blueshouse. Für ein Zimmer in der Musiker-WG kann man sich bewerben, wenn man Mitglied der Gefängnisband „Skyldig som faen“ („Guilty as hell“) werden möchte, oder sich einfach für Musik interessiert. Chris ist seit Jänner hier und Bassist der Band. Beigebracht hat sich der 39-jährige das Bassspielen selber. Seit Oktober hatte die Band schon fünfzehn Auftritte, einige davon in Oslo, ein paar in anderen Gefängnissen. „Hier fängt man wieder an, zu leben“, sagt der wegen Totschlag verurteilte Chris, „sogar Mike Gallaher, der Gitarrist von Joe Cocker, hat uns hier schon besucht.“ Einen Großteil des Equipments bekommt die Band von der staatlich finanzierten *Musical Study Association*, die Gruppen wie *Skyldig som faen* auch finanziell unterstützt. Auch Chris hat die meiste Zeit seiner Strafe in Eidsberg, einem geschlossenen Gefängnis, abgesessen. Dort hat er in einer Bücherei gearbeitet, trotzdem musste er 23 Stunden am Tag in der Zelle verbringen. „Die meiste Zeit im Gefängnis fühlt man sich nutzlos, die Arbeit ist umsonst“, sagt er

rückblickend. „Aber in Bastøy fällt der Druck des Wegesperrtseins weg.“

Das Gefühl der Nutzlosigkeit ist eines der größten Probleme für InsassInnen in herkömmlichen europäischen Gefängnissen, in denen Häftlinge kaum die Möglichkeit haben, einer Arbeit nachzugehen oder Kontakt mit der Außenwelt herzustellen. Das sieht auch Ole Loe Andersen, der Leiter von *Wayback*, der größten Resozialisierungsorganisation in Norwegen, so. „Die Bestrafung ist der Freiheitsentzug, nicht das Kreieren einer Hölle im Gefängnis“, sagt Andersen, der selbst acht Jahre lang wegen mehrmaligen Bankraubes im Gefängnis saß, zwei Jahre davon auf Bastøy. Die Diskussion um Gefängnisbedingungen findet Andersen oft verfehlt, da sie sich meist auf physische Möglichkeiten beschränkt: „Wenn du im Gefängnis sitzt, geht es nicht in erster Linie darum, ob du eine Toilette in deiner Zelle hast. Wenn nicht, ist das nämlich oft die einzige Möglichkeit am Tag, aus der Zelle rauszukommen.“

**Abschied vom alten Leben.** „Si meg hva betyr adjo?“ ist eine Zeile aus einem Lied des berühmten norwegischen Sängers Jahn Teigen. Sie steht auf einer Wand im Wohnzimmer des Blueshouse geschrieben. „Das bedeutet so viel wie ‚Tell me, what does goodbye really mean?‘“, erklärt Lars. Er hat nur mehr zu sechs Freunden draußen Kontakt. „Mit allen anderen war es zu schwierig, Kontakt zu halten. Sie kamen entweder nicht mehr zu Besuch oder waren nicht mehr erreichbar.“ Lars ist seit drei Jahren im Gefängnis und hat erst knapp die Hälfte hinter sich gebracht. Der 26-Jährige singt in der Band und jeden Montag im Kirchenchor in Horten. „Wenn du einem 26-jährigen Typen in Freiheit sagst, er soll in einem Kirchenchor singen, erklärst du dich für verrückt. Einen im Gefängnis brauchst du das nicht zweimal fragen“, sagt Lars. Die anderen lachen. „Hier im Gefängnis nimmst du alles an, um für kurze Zeit rauszukommen.“ Zehn

Kilo Amphetamin und 2000 Stück Ecstasy wollte der damals 23-jährige Lars von Amsterdam nach Oslo schmuggeln. „Ich war völlig stoned, als ich gefragt wurde, ob ich das mit einem gemieteten Auto machen will.“ Er wirkt, als würde er gerne die Zeit zurückdrehen. „Hätten sie mich nicht in Schweden, sondern erst in Norwegen erwischt, hätte ich eine geringere Strafe bekommen“, schildert er, wie ein paar hundert Kilometer sein Leben bis zu seinem 30. Geburtstag entschieden haben.

Chris findet es nachvollziehbar, dass er im Gefängnis sein muss. Trotzdem sieht er Widersprüchlichkeiten bezogen auf die Existenz von Gefängnissen. „Es ist ziemlich barbarisch, Menschen einzusperren. Wenn man das privat machen würde – Menschen gegen ihren Willen einsperren – würde man das als Gewalt bezeichnen. Auf jeden Fall wäre es wichtig, die Gefängnisse mehr in die Gesellschaft zu integrieren, so ähnlich wie es mit Bastøy passiert.“ Für Arne Kvernvik Nilsen, der vor seiner Tätigkeit als Gefängnisleiter jahrelang im *Correctional Service* tätig war und Experte für alternative Strafmethoden ist, ist das Gefängnis für den Großteil der Häftlinge nicht die richtige Institution. „Ich glaube, auf die meisten Gefängnisse in Norwegen könnten wir verzichten. Obwohl mir natürlich schon bewusst ist, dass es immer Menschen geben wird, die wir in einer Gesundheitseinrichtung oder etwas Ähnlichem verwahren müssen, um sie und die Gesellschaft zu beschützen.“ Ob er auch Anders Breivik aufnehmen würde? „Wir hatten einen sehr schlimmen Sommer in Norwegen. Aber ich glaube, in einigen Jahren wird Breivik auch hier sein.“

Die Autorin studiert Philosophie an der Uni Wien.

\* Nachname auf Wunsch des Interviewten geändert.



Österreichweit befinden sich 6000 Personen in Schubhaft.

# Unbescholtenheit schützt nicht vor Haft

**Fehlurteile oder strittige Terrorismusparagrafen können für Unschuldige Gefängnis bedeuten. Auch Menschen, die in Österreich Schutz vor Verfolgung suchen, sind davon immer wieder betroffen: Schubhaft.**

GEORG SATTELBERGER

» In Tschetschenien wurde ich zwei Jahre lang im Gefängnis gefoltert. Nachdem ich mit Hilfe meiner Familie freigekommen bin, habe ich das Land verlassen“, erzählt der 32-jährige Lukas Kerimov\*. Anfang 2007 hat er Österreich erreicht, um Schutz vor Verfolgung zu suchen. Sein erster Asylantrag wurde negativ beschieden, kurz darauf wurde er in Haft genommen ohne ein Verbrechen begangen zu haben.

Österreichweit befanden sich 2010 laut Angaben des Innenministeriums rund 6000 Personen in Schubhaft. Diese Form der Haft wird etwa dann verhängt, wenn die Republik Schutz vor Verfolgung verweigert. Kritik an der Schubhaft-Praxis ist vielschichtig und kommt nicht nur von (ehemaligen) Inhaftierten sondern auch von Hilfs- und Menschenrechtsorganisationen. Judith Ruderstaller vom Verein *Asyl in Not* stellt fest: „Das ist keine Strafhaft, diese Menschen haben nichts angestellt. Deswegen sollte man sie auch nicht wie Strafgefangene behandeln.“

Ruderstaller weiß einiges über die Zustände in diesen Gefängnissen zu berichten: „KlientInnen beschwerten sich zum Beispiel regelmäßig über die Gesundheitsversorgung. Einer hatte in der Haft einen Bandscheibenvorfall mit sehr starken Schmerzen. Von Woche zu Woche ist es ihm schlechter ergangen. Er hat mir gesagt: Die Amtsärztin macht nichts. Sie hilft mir nicht.“ Auch der österreichische Menschenrechtsbeirat kritisiert Mängel bei der medizinischen Versorgung von Schubhäftlingen und beklagt insbesondere, dass es immer noch zu wenig qualifiziertes ärztliches und psychologisches Personal gäbe.

**„Freiwillige“ Rückkehr.** Als ihn die Polizei abholte um ihn in das Schubhaftgefängnis am Hernalser Gürtel in Wien zu bringen, verstand Kerimov zunächst gar nicht, warum das geschah. „Ich wollte einfach nur raus, nicht abgeschoben werden“. Ruderstaller stand mit ihm eine Zeit lang in engem Kontakt und vermittelte für ihn bei Verfahrensangelegenheiten. Sie beklagt besonders die

Betreuungssituation der Menschen in Schubhaft: „Bei der Betreuung ist der *Verein Menschenrechte* das größte Problem. Sie schreiben eigentlich kaum Schubhaftbeschwerden, sondern machen ausschließlich Rückkehrberatung. Das entspricht nicht der EU-Richtlinie. Nach dieser müsste es eine Rechtsberatung in den Anstalten geben. Das hat dieser Verein in der Vergangenheit aber kaum oder mangelhaft gemacht“. Der *Verein Menschenrechte Österreich* wird, unter anderem, vom Innenministerium finanziert und betreut in dessen Auftrag österreichweit rund 92 Prozent der Schubhäftlinge. Seit 1. Dezember gibt es auch in Österreich eine verpflichtende Rechtsberatung für Schubhäftlinge. Auf die Frage, ob sie sich von der Praxis des Vereins Besserung erwartet, da es nun eine verpflichtende rechtliche Beratung gebe, bekräftigt Ruderstaller ihre Kritik: „Ich befürchte, sie werden wahrscheinlich die gleichen Leute wie vorher nehmen, die zumeist keine juristische Ausbildung haben.“

**Kritik des UNHCR.** Die mangelhafte Rechtsberatung in den Schubhaftanstalten hat in der Vergangenheit immer wieder dazu geführt, dass die Interessen von AsylwerberInnen keine angemessene Vertretung bekommen haben. Auch Kerimov war damit konfrontiert: Im Schubhaftgefängnis wollte er eigentlich eine Beschwerde gegen seinen negativen Asylbescheid und seine Inhaftierung einlegen. Anstatt von den zuständigen BetreuerInnen Unterstützung zu bekommen, wurde ihm die freiwillige Rückkehr nach Tschetschenien nahegelegt. „Sie wollten, dass ich etwas unterschreibe. Ich habe nicht gewusst, was ich unterschreiben sollte. Sie sagten, ich muss unterschreiben. Später habe ich dann erfahren, dass sie wollten, dass ich freiwillig zurückkehre.“ Die Praxis der Rückkehr- und Rechtsberatung des *Vereins Menschenrechte Österreich* wird auch von der UNHCR (Hohes Flüchtlingskommissariat der Vereinten Nationen) kritisiert: Für einen Bericht aus dem Jahr 2008 wurden österreichweit Einzelgespräche mit SchubhaftinsassInnen geführt. Es stellte sich heraus, dass sämtliche Befragten, die vom Ver-

ein betreut wurden, nicht wussten, warum sie in Schubhaft genommen worden waren.

**Hungerstreik.** Nicht nur Hilfs- und Menschenrechtsorganisationen protestieren gegen Schubhaft und die Bedingungen in den Anstalten, vor allem die SchubhaftinsassInnen selbst greifen immer wieder zu drastischen Mitteln, um gegen ihre Inhaftierung zu kämpfen. Hungerstreiks sind keine Seltenheit. Manche Schubhaftgefängnisse haben eigene Räumlichkeiten für Hungerstreikende eingerichtet, die Anstalt am Hernalser Gürtel sogar ein eigenes Stockwerk. Auch Kerimov ist kurz nach seiner Inhaftierung in Hungerstreik getreten. Er wurde aufgrund des bedrohlichen Verlusts an Körpergewicht für haftunfähig erklärt. Kurze Zeit nach seiner Entlassung hat er mit Hilfe von Judith Ruderstaller und dem Verein *Asyl in Not* Beschwerde gegen seinen negativen Asylbescheid eingelegt.

Als Alternativen zur Schubhaft haben die Behörden seit 2005 eine weitere Befugnis bekommen: das „Gelindere Mittel“. Dieses kann im Ermessen der Behörden anstatt einer Schubhaft verhängt werden und übergibt AsylwerberInnen, etwa wenn sie einen negativen Asylbescheid bekommen haben, in betreute Einrichtungen, in denen sie sich frei bewegen können. Sie können diese auch verlassen, müssen sich aber regelmäßig bei der Polizei oder einer Betreuungsperson melden. Laut Innenministerium wurde das Gelindere Mittel 2010 bereits in ca. 1400 Fällen angewandt. Den Menschen in diesen Einrichtungen droht aber nach wie vor die Abschiebung. Das „Gelindere Mittel“ ist kein Ersatz für ein faires Asylverfahren, das der Genfer Flüchtlingskonvention entsprechen würde.

Der Beschwerde von Lukas Kerimov wurde schließlich Recht gegeben. Seit 2009 hat er eine gültige Aufenthaltsbewilligung. In ungefähr sechs Jahren möchte er die österreichische StaatsbürgerInnenschaft beantragen. ◀

Der Autor studiert Internationale Entwicklung.

\* Die Angaben zur Person wurden auf Wunsch von der Redaktion geändert.



# Feuilleton



## Sich Glück ausmalen

Eine Bildinterpretation von Simon Sailer

» ... so ist dies dritte Beispiel quasi Sinnbild des glücklichen Individuums oder der glücklichen Individuen, die sich dem Struktural-Gesetzmäßigen auf breitflächiger Dimension streng einzuordnen vermögen, ohne ihrem individuellen Charakter Abbruch zu tun.“

Diesem literarischen Entwurf eines *versöhnten Allgemeinen* stellt Paul Klee eine kleine Skizze zur Seite: Auf einen mit dünnen Strichen gezogenen Raster legen sich Linien und Formen. Sie schmiegen sich an die Waagrechten und Vertikalen der graphischen Struktur an, aber bewahren dabei ihre Eigenständigkeit. „Beiträge zur bildnerischen Formlehre“ betitelt Klee die 1921/22 am Bauhaus gehaltene Vorlesung, in der er dieses Bild eines Nicht-Seienden im Zusammenhang einer allgemeinen Lehre der Formen erwähnt.

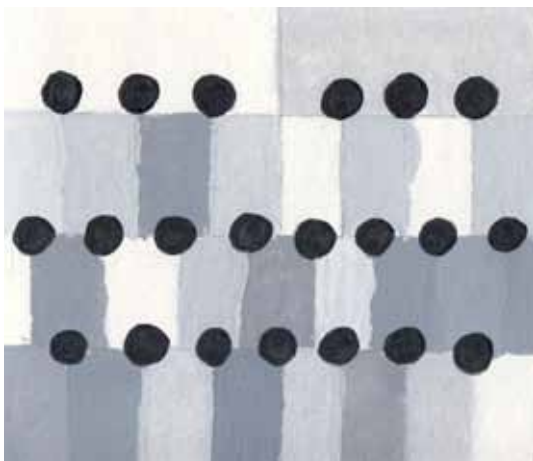
Der gesellschaftsbildende Gegensatz zwischen den Einzelnen und dem Ganzen, zu dem sie zusammengeschlossen sind, begegnet dem Zeichner und Maler als Problem der Form. Im Bild gibt es rhythmisierte Struktur, die lose oder fest, schnell oder langsam komponiert sein kann. Es finden sich gleichermaßen Individuen: Punkte, Linien und Flächen. Dies hat es mit der Musik gemeinsam, die für den Geiger Klee einen wichtigen Bezugspunkt ausmacht. In der konventionellen Musik entspricht das Verhältnis von Einzelformen und Struktur dem der Solostimmen zum Orchester, die zusammen ein polyphones Ganzes bilden. Derart entsteht auch im Bild aus der bestimmten Anordnung der Formelemente ein Ensemble von Klängen,

eine Vielstimmigkeit. Es eignet sich darum, wie die Musik, zur Darstellung eines Gleichnisses des menschlichen Zusammenlebens.

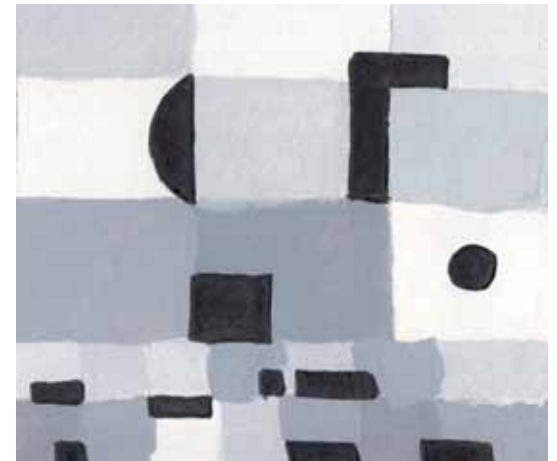
Nun ist aber in Wirklichkeit weit und breit keine Gesellschaft in Sicht, in die sich einordnen ließe, ohne auf Individualität zu verzichten. Deshalb bleibt Klees Skizze des glücklichen Individuums eher Wunschtraum, Utopie, als tatsächliche Gegenwart. Und selbst dort, wo dieses Glück vielleicht wirklich zu finden ist, lässt es sich nicht unmittelbar künstlerisch erfassen. Klee gelingt es nur Wesentliches an den Gegenständen darzustellen, indem er nicht einfach ihre Oberfläche abpinselt. Seine Kunst ist in gewissem Sinn eine gegenständliche, also intensiv auf einen Gegenstand bezogen. Sie stellt allerdings nicht dessen Sichtbares dar, sondern macht sein inneres Wesen sichtbar. Das Bild ist dann nicht Abbild der Welt, sondern ihre Allegorie. Es bringt Verborgenes an den Dingen zum Vorschein und ist darin gegenständlich und abstrakt zugleich.

Wer sich davon selbst überzeugen will, könnte das *Museum für Moderne Kunst* (Mumok) im Museumsquartier aufsuchen, das einige Bilder von Klee in seiner Sammlung führt und auch immer, in wechselnder Anordnung, ausstellt. Auch die Albertina in Wien verfügt über einige Stücke, die sie zuletzt im Rahmen der großen Ausstellung zum Blauen Reiter präsentiert hat.

*Der Autor studiert Philosophie in Wien.*



Links eine Darstellung, in der sich die Individuen stark ähneln. Allerdings unterscheiden sie sich durch ihre Lage in der Struktur, die allen ihren Platz zuweist. Auf der rechten Seite können einige Individuen eigenständige Formen in einer freien Organisation entwickeln, während andere in einem engen Raster eingezwängt bleiben.



## Gangster Girls als Expertinnen des Strafvollzugs

In dem außergewöhnlichen Dokumentarfilm *Gangster Girls* (2008), der während des Gefängnistheaterprojekts *Medea zum Trotz* mit Häftlingen aus dem Frauengefängnis Schwarzaue sowie der Jugendstrafanstalt Gerasdorf entstand, wird ein vielschichtiges Bild der Institution Gefängnis gezeigt. Die moderne Adaption des Mythos der Außenseiterin, Kämpferin und Kindsmörderin Medea ist an die wahren Geschichten der Insassinnen angelehnt, die sich selbst in Szene setzen, um diese Geschichten, aber auch vom Gefängnisalltag zu erzählen. Kritik am Strafvollzug steht dabei nicht explizit im Vordergrund, sondern verdeutlicht sich zwischen den Bildern selbst. Im Interview spricht die Regisseurin Tina Leisch über den Freiraum, den die Mitwirkenden für sich nutzen konnten und darüber, was aus den Protagonistinnen geworden ist.

**PROGRESS:** *Das Theaterprojekt bot Freiraum für die Schauspielerinnen. Wie konnten die jungen Frauen diesen Raum für sich nutzen?*

**TINA LEISCH:** Im Gefängnis gibt es für die Gefangenen zwei Regelsysteme, denen sie gleichzeitig

unterworfen sind, deren Anforderungen sich aber diametral widersprechen. Zum einen das Reglement der Anstalt, welches Unterordnung, Gehorsam, Anpassung und Reue vorsieht, zum anderen das Regelsystem der Häftlingsgemeinschaft, das von Gefängnis zu Gefängnis und von Gruppe zu Gruppe anders ist, aber in dem man die entgegengesetzten Verhaltensweisen zeigen muss, um sozialen Status unter den Mitgefangenen zu erlangen. Das produziert einen Doublebind, der kaum Raum lässt für eigensinnige, eigenständige Entwicklung und ist einer der Mechanismen, durch die Gefängnisse Kriminalität und Kriminelle produzieren. Theater zu spielen schafft da einen Freiraum, in dem Kommunikationen möglich sind, die sich keinem der beiden Reglements unterwerfen.

*Inwiefern ist das Gefängnis selbst ein Thema des Films?*

Wir hatten uns von Anfang an dafür entschieden, davon auszugehen, dass die ExpertInnen dafür, was Gefängnis mit den Menschen macht, die Gefangenen sind; dass wir also ausschließlich ih-

nen das Wort und das Bild erteilen möchten. Wir wollten wissen, warum so wenige versuchen auszubrechen, wie das Zuckerbrot-und-Peitsche-System aus Versprechen von Vollzugslockerung und vorzeitiger Entlassung bzw. Strafen von Ausgangssperre bis Absonderung funktioniert.

*Was wurde aus den Protagonistinnen, mit denen du zusammengearbeitet hast?*

Zum Glück waren die meisten schon zur Premiere des Filmes entlassen. Inzwischen sitzt nur noch eine, die demnächst entlassen wird. Eine suchtkranke Frau ist erneut straffällig geworden und wartet nun in U-Haft auf ihren Prozess. Wir haben zu fast allen Kontakt, telefonieren ab und zu, einige wenden sich immer wieder an uns, wenn sie Rat und Hilfe brauchen. Mein Eindruck ist, dass für die meisten die Teilnahme am Film und die Teilnahme an Podiumsdiskussionen und Debatten als Expertinnen für Strafvollzug eine sehr positive Wirkung hatte in der harten ersten Zeit nach der Entlassung.

*Das Interview führte Judith Goetz.*

Foto: J. Reusse

## Identitätsfindung oder Kinderspiel?

Ein 10jähriges Mädchen, das sich vor ihren neuen FreundInnen als Junge ausgibt. Ein nicht unbedingt brandneues Thema, das der von Filmfestivals hoch gelobte Film *Tomboy* mit der jungen Zoé Heran in der Hauptrolle, aufnimmt. Vivian Bausch sprach mit der Regisseurin Céline Sciamma bei der diesjährigen Viennale.

Der Film handelt von der 10jährigen Laure, die sich aus einem Spiel heraus als Junge ausgibt und sich den Kindern ihrer neuen Nachbarinnenschaft als Mikaël vorstellt. Einen Sommer lang kommt passt sie sich ihrer neuen Rolle immer besser an und wird auch von ihren FreundInnen als Mikaël akzeptiert. Bei ihrer Freundin Lisa beginnt diese Fassade allerdings zu bröckeln, denn die beiden kommen einander zunehmend näher. Nur ihrer kleinen Schwester Jeanne vertraut Laure sich an. Zunehmend schwieriger gestaltet es sich im Laufe der Zeit allerdings diese neue Identität aufrecht zu erhalten, bis durch die Entdeckung des Lügenspiels durch ihre Mutter schließlich ein Familendrama ausbricht. Vivian Bausch sprach bei der Viennale mit der Regisseurin Céline Sciamma.

**PROGRESS:** *Wie war deine Reaktion, als du erfahren hast, dass mehrere KritikerInnen in Tomboy die Behandlung eines „psychologischen Phänomens“ sehen?*

**CÉLINE SCIAMMA:** Ich habe einige Interpretationen von ZuschauerInnen wahrgenommen und bin auf ein paar widersprüchliche Analysen meines Films gestoßen. Es ist natürlich richtig, dass ich mir mit der psychologischen Frage schwer tue. Der Film gibt keine psychologische Antwort beziehungsweise Analyse der Hauptcharaktere wieder. Er erklärt nicht wirklich, wieso Laure sich als Junge ausgibt. Natürlich kann man aber gesellschaftspolitische Aspekte rauslesen.

*Was hat dich inspiriert dieses Projekt zu starten und wie hast du die Idee schließlich filmisch verarbeitet?*

Im Prinzip habe ich Geschichten über ein kleines Mädchen, das sich als Junge ausgibt, gelesen. Ich wollte nicht nur einen Film über Kinder drehen. Darüber hinaus haben mich Thematiken wie die Schwierigkeiten zwischenmenschlicher Beziehungen, die Identitätsfrage und das Lügenspiel besonders inspiriert. Im Allgemeinen hat mich einfach diese Spannung der Themen extrem gereizt, da sich all diese Schwierigkeiten vernetzt in einer Geschichte zu einem schönen Ganzen weben lassen.

*Wieso hast du dich für den Titel „Tomboy“ entschieden?*

*Tomboy* weist vordergründig auf die Rolle von Mädchen in der Gesellschaft hin, auf das Phänomen, dass Jungs und Mädchen unterschiedlich erzogen werden und einen anderen Zugang zur Öffentlichkeit



haben. Ich meine, natürlich gibt es Unterschiede zwischen Männern und Frauen, aber wir sollten dieses typische Muster von Vorurteilen gegenüber dem einen oder dem anderen Geschlecht tiefgründig hinterfragen.

*Was wird man in Zukunft von dir sehen?*

Zukünftig würde ich gerne eher Fernsehprojekte starten. Ich möchte mich in nächster Zeit auf die Produktion von Serien konzentrieren, da ich mich gerne länger mit spezifischen Charakteren beschäftigen möchte, um diese ausbauen und individualisieren zu können.

# Einfach ein geiles Heft

**Sonja Eismann (38) ist Cheflinnenredakteurin und Mitgründerin des ersten popfeministischen Magazins im deutschsprachigen Raum. Neben ihrer Tätigkeit beim *Missy Magazine* arbeitet sie als freie Journalistin und Kulturwissenschaftlerin in Deutschland, der Schweiz und Österreich. Ein Portrait.**



Foto: M. Kux

SIMONE GRÖSSING

**S**onja Eismann lacht, wenn Beth Ditto sich bei *Wetten, dass..?* auf Hansi Hinterseers Schoß wirft. Außerdem mag sie Tiere mit weichem Fell, bevorzugt bei Interviews persönliche Fragen und findet Fanzines toll. Zu letzterem hat sicherlich ihr Studienaufenthalt in Santa Cruz beigetragen. Dort konnte sie nicht nur die heimische „Do it Yourself“-Szene (kurz: DIY\*) für sich entdecken, sondern zudem ihr Interesse für feministische Theorie an der Uni festigen. Auf Kellerkonzerten und in Comicläden lernte sie die Punks und Hippies Kaliforniens kennen und schätzen. An der *University of California* kam Eismann außerdem mit feministischen Theoretikerinnen wie Angela Davis, Wendy Brown oder Teresa de Lauretis in Berührung und besuchte Seminare zu „marxism and literature“. In Wien, wo sie Vergleichende Literaturwissenschaft studierte, beeinflussten die dort gewonnenen Eindrücke dann die eigenen Projekte: Mit einer Freundin kreierte sie etwa ihre erste eigene DinA6-Zeitung namens Annikafisch. Eismann wusste damals noch nicht, dass diese Erfahrungen maßgeblich zur Schaffung des ersten deutschsprachigen popfeministischen Magazins beitragen würden. „Man muss realistisch sein, das ist nicht möglich“, dachte sich Eismann damals noch. Denn im Zuge ihrer Tätigkeit als Musikjournalistin unter anderem bei dem Popmagazin *Intro* hatte sie die Erfahrung gemacht, dass selbst auflagenstarke Popzeitschriften mit existenzbedrohlichen finanziellen Problemen zu kämpfen haben. 2008 ging dann Eismanns Traum vom eigenen feministischen Magazin mit größerer Reichweite in Erfüllung. Mit Stephanie Lohaus und Ladyfestbekanntschafft Chris Köver wurde – den schwierigen Umständen zum Trotz – ein Konzept erarbeitet, das mit gereifter Professionalität feministische Inhalte einer breiten Öffentlichkeit zugänglich machen, also Popkultur und Feminismus verbinden sollte. Im Stil amerikanischer Formate wie *Bust* oder *Bitch* sollte das

deutschsprachige Pendant geschaffen werden. In Zeiten, in denen oft von der Krise des Printmarkts die Rede ist, galt dies natürlich als waghalsiges und zugleich idealistisches Unterfangen – dies schien Eismann & Co jedoch weder abzuschrecken noch von der Umsetzung abzuhalten. Der Plan ging auf. Das *Missy Magazine* gilt seit seiner Entstehung als überaus erfolgreich: Es gewann 2008 den *Hobnox Evolution Contest* und mittlerweile werden sogar schon die ersten Bachelorarbeiten über das Magazin verfasst.

**DIY und UnternehmerInnentum.** „Ohne es zu wollen, sind wir Unternehmerinnen geworden. Eigentlich wollten wir einfach nur ein geiles Heft machen“, wundert sich Eismann über den Status Quo. Obwohl sie den DIY-Gedanken „schön und gut“ findet, steht sie dem Trend zum „crafting“ und „Kreativ-Kapitalismus“ durchaus skeptisch gegenüber. Angesichts des Ausbruchs kreativer Hypes wie zum Beispiel der Strickmanie der letzten Jahre, die sich oft in Form von *Knit-Ins* bemerkbar macht, lässt sich eine Entpolitisierung feststellen, die weniger mit der Popularisierung dieser Tätigkeiten, als mit der Reproduktion von unternehmerischem Denken und Strukturen zu tun hat. Diese dienen oft nur noch dem reinen Selbstzweck. Das hat mit Politik und Feminismus nicht mehr viel zu tun. Oftmals handle es sich dabei um eine Form der Selbstaussbeutung, die dann auch noch als genussvoll dargestellt werde, meint Eismann. Sie betrachtet das Verschwimmen der Grenzen von Privatem und Beruflichem im DIY-Lebensstil deshalb als kritikwürdig und problematisch. Aber das *Missy Magazine* muss sich ganz ohne Förderungen über Wasser halten. Und Eismann ist somit ironischerweise selbst Unternehmerin. Anders scheint ein Magazin in dieser Größenordnung heute nämlich nicht mehr realisierbar zu sein.

**Das Private ist politisch.** Die feministische Haltung, die das *Missy Magazine* durchzieht, findet auch in Eismanns privatem Leben ihren Platz. So hat sie sich bewusst einen Partner ausgesucht,

mit dem die Arbeitsteilung hinsichtlich Kinderbetreuung gut funktioniert und alles gerecht geteilt wird. „Da bin ich schon relativ entschlossen“, stellt Eismann klar. Einen anderen Partner könne sie sich an ihrer Seite auch gar nicht vorstellen. Trotz „toller Kita“ und optimalem Partner lässt sich Beruf und Familie aber nicht immer ganz ohne Probleme unter einen Hut bringen. Als freie Journalistin ist Eismann viel auf Reisen. Wenn sie dann abends nach Hause kommt und eigentlich noch Arbeit ansteht, könne das schon wahnsinnig anstrengend sein. Eismann bleibt aber dennoch lieber – wie sie sagt – „ihre eigene Herrin“. Auch wenn sie die Schattenseiten ihres Berufs kennt und das Leben im Prekariat keinesfalls glorifizieren will – sie macht ihren Job eben gerne. „Ich kann einfach nichts anderes, sonst würde ich das ja auch machen“, sagt sie schmunzelnd.

**Auf Achse.** Stillstand scheint Eismann jedenfalls nicht zuzusagen. Endgültig will sie sich auch nicht auf den beruflichen Status festlegen lassen. Dazu hat sie nicht den klassischen Ausbildungsweg beschritten und keine typische Karriere durchlaufen, worüber sie auch froh ist: „Wie man da so getrimmt wird, finde ich furchtbar“, sagt sie und meint damit vor allem die herkömmlichen Journalismusschulen. So blickt sie lieber auf zukünftige mögliche Entwicklungen und steckt Energie und Zeit in zahlreiche neue Projekte: Derzeit leitet sie etwa eine Lehrveranstaltung in Basel und ist in diversen Ausstellungs- und Buchprojekten involviert. Zukünftig möchte sie verstärkt im universitären Bereich, vor allem in der Schweiz und in Österreich, arbeiten: „Im Journalismus ist leider echt kein Geld zu holen“, sagt Eismann. ▶

Die Autorin studiert Politikwissenschaften in Wien.

\* DIY-Feminismus bedeutet, Feminismus selbst zu machen und nicht auf Profis zu warten, die Veränderungen für eine vollbringen. Oft ist die DIY-Bewegung verknüpft mit Graswurzelbewegungen.

# Nachhilfe in: Geschlechtergerechte Erziehung

Im September 2011 bekannte sich die Bundesregierung zu einer nachhaltigen Umsetzung von Gender Mainstreaming. Wie wird dieses Bekenntnis umgesetzt und welchen Spielraum gibt es wirklich für geschlechtergerechte Erziehung?

MARLENE BRÜGGEMANN

**G**leichberechtigung in Kinderschuhen. Wer im Kindergarten die kleinen Geschwister oder eigenen Kinder abholt, denjenigen oder diejenige mag die ausgeprägte Präsenz von Fantasiespielen überraschen. Das Mädchen ist Prinzessin, wird von ihrem Spielkameraden, einem Ritter, errettet. Gleich daneben üben sich Mädchen in klassischen Haushaltsaufgaben im „Vater-Mutter-Kind“-Versuch. Kindern beim Spielen zuzusehen, hat eine eigene Faszination, vielleicht weil sie sich ungetrübt mit der Welt beschäftigen, wie es kein Erwachsener kann. Wer jedoch aufmerksam ist, wird feststellen, dass Kinder dabei als unbarmherzige Spiegel gesellschaftliche Strukturen unverzerrt wiedergeben.

Kinder nehmen schon im jüngsten Alter gesellschaftspolitische Zustände in ihrer Umwelt, sei es durch Familie, FreundInnen oder Medien, auf. Gerade deshalb ist die Auseinandersetzung mit dem Thema Gleichberechtigung eine wichtige.



Karl-Martin Wolffhardt-Cermak ist Kindergärtner in der WUK-Kindergruppe ‚Kinderinsel‘. Er ist überzeugt davon, Kinder von Anfang an in ihrer Geschlechtsentwicklung zu begleiten und sich gemeinsam mit den Kindern damit auseinanderzusetzen. „Geschlechtsspezifische So-

zialisierung ist in unserer Arbeit sehr wesentlich. Geschlechteridentität wird, wie häufig belegt, nicht biologisch, sondern kulturell erworben. Dabei kommt uns als Institution eine besondere Aufgabe zu.“

In der „Kinderinsel“ wird auf einen reflektierten Umgang mit Koedukation geachtet. „Wir beobachten genau, wie welche Räume von den Kindern genutzt werden und setzen da auch immer wieder bewusst Buben-, Mädchenzeiten ein, um Raum für unterschiedliches Nutzungsverhalten zu geben. Möglichst vielfältige Gelegenheiten zu Körper- und Sinneswahrnehmungen sind wichtige Voraussetzung für einen entspannten Umgang mit „mir und anderen“, erklärt Wolffhardt-Cermak im Gespräch.

Neben einem bewussten Sprachgebrauch im Alltag und pädagogischem Material ist die Vorbildwirkung eine wichtige. Ein gemischtgeschlechtliches PädagogInnenteam, welches in der Erziehung nicht den „klassischen“ Rollenmustern nacheifert, sieht auch der Kindergärtner als erhebliche Förderung geschlechtergerechter Erziehung.

**Einmal Genderbrille, bitte.** Das Ziel war, sich in Schulen fächerübergreifend verstärkt mit der Frage der Gleichstellung der Geschlechter zu befassen. Das wurde 1994 mit dem Unterrichtsprinzip „Erziehung zur Gleichstellung von Frauen und Männern“ in den Lehrplänen verankert. Trotz klischeehafter Geschlechterdarstellungen und insbesondere der Unterrepräsentation von Frauen in vielen Schulbüchern existiert durchaus eine breite Auswahl an geschlechtersensibler Literatur und Medienmaterialien. Die Vermittlung von geschlechtergerechten Inhalten wird dennoch im Schulalltag weitgehend links liegen gelassen.

Die Ergebnisse einer 2007 durchgeführten Studie des BMUKK zu „Gender und Schule“, an der 34 Prozent aller Schulen

teilnahmen, erhärtet den Verdacht weitgehend fehlender Umsetzung im Unterricht. So gaben 54 Prozent der LehrerInnen an, „kaum“ oder „nie“ Geschlechterthemen im Unterricht zu behandeln.



Vereinzelt werden von Schulen und Kindergärten, oft auch aufgrund von Elterninitiativen, Fortbildungen und Projekte mit ExpertInnen durchgeführt. Doch das fehlende didaktische und pädagogische Wissen der Lehrpersonen ist bezeichnend. Renate Tanzberger, Teammitglied des Vereins EFEU zur Erarbeitung feministischer Erziehungs- und Unterrichtsmodelle, sieht ein großes Problem in der Freiwilligkeit, sich als PädagogIn mit dem Thema auseinanderzusetzen. „Es ist nötig, dass Lehramtsstudierende in ihrer Ausbildung und LehrerInnen im Rahmen von Fortbildungen verpflichtet werden, sich mit der Gender- und Diversitätsthematik auseinanderzusetzen und erfahren, wie Pädagogik im Unterricht umgesetzt werden kann.“

**Wir brauchen mehr.** Angebote wie der *GirlsDay* und der *BoysDay* sowie *Frauen in die Technik* (FiT) werden von Schulen häufig genutzt und können als erfolgreiche Konzepte betrachtet werden. Im Schulalltag fehlt es aber oft an den nötigen Rahmenbedingungen. Oft fehlen die Ressourcen für langjährige Ge-

ndermainstreamingprozesse, sei es in Form eines/einer Genderbeauftragten oder von Gruppenprojekten. Das Konzept einer Ganztagschule würde durch die Möglichkeit einer flexibleren Gestaltung des Unterrichts einer geschlechtergerechten Erziehung entgegenkommen. Nicht nur fächerübergreifendes Lernen, auch geschlechtersensible Freizeitgestaltung wären leichter möglich. Die jetzige Schulsituation, die hohe Anzahl der SchülerInnen pro Klasse, zu kleine und/oder zu wenig Räumlichkeiten und der starre Umgang mit Zeit machen es den PädagogInnen unmöglich, den Anforderungen einer praxisorientierten gender- wie auch diversitysensiblen Bildung nachzukommen.

**Emanzipierte Erziehung.** Offenerer Rahmenbedingungen bieten mehr Raum, um auf einzelne Kinder einzugehen, um pauschalen Geschlechterzuschreibungen von Seiten Erwachsener entgegenzuwirken und Kindern zu ermöglichen, ihr Geschlecht eigenständig auszuprobieren.

Für Tanzberger ist es in Bezug auf die zukünftige Entwicklung einer geschlechtergerechten Pädagogik besonders wichtig, „Geschlechtsrollen- und sonstige Zuschreibungen aufzulösen. Zum anderen ist es aber nach wie vor wichtig, Machtverhältnisse zu benennen. Für die Schule kann das heißen, Geschlecht zu dramatisieren, wenn es nötig ist und zu entdramatisieren, wenn es möglich ist.“

Dass im Bildungssystem endlich Platz für eine unbedeckte Evaluation und den für eine emanzipierte Erziehung notwendigen Ausbau des Bildungssystems gemacht wird, ist aufgrund hartnäckiger ÖVP-Bildungsblockaden fraglich. Die Aufwertung des noch immer frauendominierten Bereichs der Sozial- und Pädagogikarbeit wäre nur eine Maßnahme, um den rostzerfressenen Bildungskahn vor dem Sinken zu bewahren.

Die Autorin studiert Philosophie in Wien.

## Neue Männer braucht das Land?

Die Männerrechtsbewegung findet seit einigen Jahren auch im deutschsprachigen Raum regen Zulauf. Sie ist eine ursprünglich aus den USA kommende, antifeministische und reaktionäre Strömung, die gegen eine angeblich durch den „Genderwahn“ verursachte Unterdrückung des Mannes kämpft. Ihre Vertreter tummeln sich vor allem in Internetforen und Social Networks, aber auch in politischen Parteien, wie der FPÖ und der deutschen Piratenpartei. Mit biologistischen und frauenfeindlichen Argumentationsmustern werden in Internetforen und Blogs Gewaltandrohungen und Mordphantasien gegen Frauen wie auch profeministische Männer geäußert und durch die Veröffentlichung von persönlichen Daten beispielsweise Familienrichter\_innen zum Abschluss freigegeben. Durch eine Art „Querfrontstrategie“ wird versucht, sich nach außen als emanzipatorisch darzustellen, doch intern gibt es

keinerlei Berührungängste zu schwulen- und lesbenfeindlichen, antisemitischen und rassistischen Positionen.

**Am rechten Rand.** Diese eklatanten Überschneidungen zu rechten und rechtsextremen Bewegungen und Positionen arbeitet der Soziologe Andreas Kemper in seinem Buch „(r)echte Kerle. Zur Kumpanei der MännerRECHTSbewegung“ (erschienen bei Unrast) aus. Kemper unterscheidet zwischen Maskulisten, die ihre Forderungen nach mehr Rechten auf eine männerzentrierte Ideologie gründen, und Antifeministen, die sich als klar frauenfeindlich positionieren. Des weiteren kritisiert er die fehlende Abgrenzung vermeintlich „unpolitischer“ Scheidungsväter von rechtsextremistischen Positionen. Dieses belegt er mit zahlreichen Beispielen aus diversen Internetforen, in denen er sich zwecks Recherche unter einem Pseudonym bewegt hat. Nach Bekanntwerden seiner Identität wurde Kemper selbst Zielscheibe

von Morddrohungen und sogenannten „Schmäh-Mails“.

Das im Unrast Verlag erschienene 70 Seiten lange Buch bietet eine gute Einführung zum Thema Männerrechtler und Maskulisten und zeigt sehr prägnant, wie wichtig es ist, sich mit der reaktionären MännerUNrechtsbewegung kritisch auseinanderzusetzen und diese nicht, ob ihrer Selbstviktimsierung und kruden Forderungen, rechts liegen zu lassen.

Fanny Rasul ◀

Andreas Kemper, *[(r)echte Kerle. Zur Kumpanei der MännerRECHTSbewegung*, Unrast-Verlag, Münster 2001, 72 S., 7,80 EUR



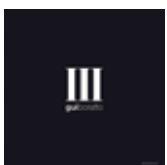
## ZWEIMAL HINGEHÖRT



### Austra | *Feel it Break* (Domino 2011)

**KATI:** „All i ever wanted was to be a gay band“, sagt Katie Stelmanis, Sängerin von Austra. Nicht nur das hat sie geschafft, die Band ist noch dazu ausgesprochen gut geworden. Ein neuer Stern am queerfeministischen Musikhimmel ist aufgegangen. Er führt uns musikalisch dorthin, wo schon *Florence and the Machine* gefallen haben und sehen sich in der Tradition queerer Musikaktivist\_innen wie *Hercules and Love Affair*, *Tegan and Sara* oder *Owen Pallett*. Die drei, die mit „Feel it Break“ ein beeindruckendes Debut hingelegt haben, sind fest in der Community Torontos verwurzelt und nutzen diese Ressourcen auch: Das Video zum großartigen Track „Beat and the Pulse“ zum Beispiel, das an dieser Stelle empfohlen sei, ist in DIY-Manier mit Freundinnen entstanden.

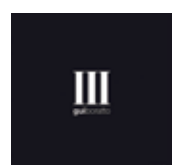
**EVA:** Nein, Austra ist keine Reminiszenz an das glückliche Austria, sondern an die Licht-Göttin der lettischen Mythologie. Als die Band vor einigen Monaten in der Wiener Arena spielte, war die Halle voll – ich war nicht dabei, denn leider bin ich auf diese Perle der kitschig-optimistischen New-Wave-Melancholie erst kürzlich gestoßen. Die Platte ist im Mai erschienen, gefühlt passt sie aber perfekt zum Winterbeginn: düster, aber nicht depressiv, treibend, ohne albern zu sein. Nur der mitunter etwas barock wirkende, hymnische Gesang ist teilweise zu dominant, zugleich jedoch unverkennbares Alleinstellungsmerkmal im überfließenden Pool aktueller Synthie-Pop-Bands. Anspieltipps: „Beat and the Pulse“ und „Hatecrime“.



### Gui Boratto | *III* (Kompakt 2011)

**KATI:** Gui Borattos drittes Album heißt auch so. Erstmals also keine Überraschungen. Das gilt auch für den ersten Track, der so beliebig klingt, als hätten wir ihn gestern Abend schon mal wo gehört, könnten uns aber nicht mehr richtig erinnern. Zum Glück scheint das aber nur ein geschicktes Täuschmanöver zu sein, denn ab der zweiten Nummer ist das Album bis zum Ende in einem richtig schönen Bogen durchkomponiert: Klassischer, wiedererkennbarer Gui Boratto-Style rahmt ein paar technoidere, dunklere Stücke in der Mitte ein, die Minimal-Party klingt dann – so wie sie begonnen hat – melancholisch mit vocal-Unterstützung von Luciana Villanova aus. Ein bisschen sehr glatt produziert insgesamt. Erfreuliche Ausnahmen: „Stems from Hell“, „Talking Truss“ und „The Drill“.

**EVA:** Wenn ich auflege, versuche ich Gui Borratos „Hits“ zu vermeiden. Warum? Die Songs sind oftmals völlig überladen, die armen druffen Tänzer\_innen zu später Stunde würden ertrinken, so deep ist das. „III“ kommt in weiten Teilen überraschend reduziert daher, einige Songs dagegen tragen dennoch seine Klangschrift, diese bitter-süße Sehnsucht, die dir in die Magengrube fährt, dich in nächtliche Vergangenheiten und Gefühlslagen zurückversetzt. Sound, den eins umarmen will. „This is not the end“ klingt wie eine Fortsetzung der Schluss-Mach-Hymne „No turning back“, während andere Tracks klassischem Minimal hofieren. Klangliche Experimente finden sich in „Galuchat“ und persönlicher Schmachtfavorit ist „Flying Practice“. Kein Album, das überrascht, sondern Liebhaber\_innen des Boratto-Sounds zufriedenstellend bedient.



Kati Hellwagner studiert Soziologie in Wien.

Eva Grigori studiert Germanistik in Wien.

# Die nächste Weltrevolution hat bereits begonnen

Die nächsten Jahre und Jahrzehnte werden aller Voraussicht nach wenig mit dem zu tun haben, was die Generationen der heute 15- bis 45jährigen als alltägliche und politische Normalität zu akzeptieren gezwungen waren.

Ein Kommentar von Bini Adamczak.

Das Ende der Geschichte ist zu Ende. Als Francis Fukuyama es 1992 ausrief, hatte er damit nichts anderes gemeint, als dass der liberale Kapitalismus alternativlos geworden sei – auf ewig. Es dauerte nicht ewig bis diese Erzählung als bürgerliche Ideologie herausgefordert wurde – 1994 von den Zapatistas in Chiapas, von den Globalisierungsbewegungen 1999 in Seattle, 2001 in Genua –, aber zugleich ließ sich nicht bestreiten, dass sie auch eine Realität beschrieb. Und gerade die Kritik bestätigte das. Zu keinem anderen Zeitpunkt hätte die Parole „Eine andere Welt ist möglich“ Menschen auf die Straße locken können. Während die bewegende Frage zu anderen Zeiten lautete, welche mögliche Welt am wünschenswertesten wäre, lautete die Frage nun, ob es überhaupt eine Alternative zur bestehenden gäbe. Das Ende der Geschichte stellt eine welthistorische Wirklichkeit dar, die nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion eingetreten war und zehn Jahre später am 11.9.2001 nochmals bestätigt wurde. Sie veränderte die zentralen Motive, mit denen sich konkurrierenden Politiken zu legitimieren suchten: An die Stelle der Hoffnung auf eine bessere Zukunft trat die Angst vor der Verschlechterung der Gegenwart. Und diese Gegenwart, die selbst stetig das Leben der Mehrheit verschlechterte, dehnte sich schier ewig aus.

„Die“ und „wir“. Nun ist das Ende der Geschichte selbst Geschichte. Aus der bereits eingetretenen Zukunft betrachtet wird diese historische Epoche 1991 begonnen und genau 20 Jahre bis zum Arabischen Frühling im Jahr 2011 gedauert haben. Als wäre es darum gegangen, die wirkungsvollste Bühne für ein Comeback zu wählen, nahm die Rückkehr der Geschichte ihren Ausgang ausgerechnet in einer Weltregion, der vom Kolonialismus bis zur Neuen Weltordnung Geschichtslosigkeit oder bestenfalls Rückständigkeit zugeschrieben worden war. Fernsehreporterinnen aus dem Nord-Westen der Welt starteten auf die Bilder der kommunikationstechnologisch beschleunigten Revolutionen in Tunesien und

Ägypten und erkannten in deren Akteurinnen sich selbst: „Die“ sahen ja aus wie „wir“.

Wie in den großen Revolutionszyklen des 20. Jahrhunderts – 1917, 1968 und eingeschränkt auch 1989 – bewegten sich die Revolutionen von Stadt zu Stadt, von Region zu Region, über Staatsgrenzen hinweg. Und wie die vorherigen Zyklen begann auch dieser an der Peripherie der globalen Ordnung, um von dort mehr oder weniger erfolgreich bis ins Zentrum, das „Herz der Bestie“, vorzustoßen. Von Sidi Bouzid nach Kairo und weiter nach Bengazi, Daraa, al-Manama und Sanaa, über Athen, Madrid, Tel Aviv, London, Santiago de Chile und Wisconsin bis nach New York, Frankfurt und Oakland. Jeder der Aufstände war unvorhergesehen, mancher noch unvorhersehbarer als der nächste. Doch so verschieden die Bedingungen der Bewegungen, so unübersehbar auch ihre Bezugnahmen aufeinander. Digitale Mobilisierung, Besetzungen öffentlicher Plätze – Tahrir-Platz, Placa de Sol, Syntagma-Platz, Liberty Square – weitgehend gewaltfreie, antistaatliche und vor allem radikaldemokratische Organisation, die zentralistische Institutionen wie Parteien ausschließt und zugleich die Forderung nach gesellschaftlicher, das heißt politischer wie ökonomischer Demokratisierung miteinschließt. Bildlich vor Augen stieg die Globalität der revolutionären Bewegung als auf ägyptischen Demonstrationen Plakate auftauchten, die sich mit den streikenden Arbeiterinnen Wisconsins solidarisierten.

**Revolution und Reaktion.** Die russischen Revolutionärinnen von 1917 waren davon überzeugt, dass sie nur Erfolg haben könnten, wenn sich die Revolution auf die ganze kapitalistische Welt ausdehnen würde, sie setzten alle Hoffnungen auf Deutschland – und wurden enttäuscht. Auch heute spielt Deutschland wieder eine besondere Rolle: jene des konterrevolutionären Zentrums, die ihm historisch so gut steht – Deutschland hat durch seine Deflations- und Niedriglohnpolitik, harte Währung, billigen Exporte die europäische Krise mitverursacht, deren Wirkungen es mit seinen

Spardiktaten verschlimmert. Auch heute wird der Erfolg der Revolutionen nicht zuletzt davon abhängen, wie sehr sie sich gegenseitig zu dynamisieren und radikalisieren vermögen. Während die einen der Welt neue Formen des Protestes und der Organisation lehren, können sie gerade daraus, dass die anderen sie übernehmen, lernen, dass weder der Sturz eines Diktators noch eines Militärrates bereits zu einer Demokratie führt, die diesen Namen verdient. Am deutlichsten wurde dies demonstriert, als der griechische Ministerpräsident Papandreou ein Referendum über die von EZB, EU-Kommission und IWF diktierten Sparpläne ankündigte – und es zwei Tage darauf wieder absagte, nachdem die Regierungschefs von Europas stärksten Wirtschaftsmächten, Merkel und Sarkozy, interveniert hatten.

Demokratie, das war die Lehre dieser Machtdemonstration, bleibt unter kapitalistischen Bedingungen begrenzt; sie endet da, wo sie anfangen könnte, Probleme zu bereiten. Deswegen können an die Stelle gewählter Regierungen auch Expertinnen treten, deren Expertise darin besteht, die „ökonomischen Sachzwänge“ am besten exekutieren zu können. Warum wählen, wenn es nichts zu wählen gibt?

**Krise und Kapital.** Daher beziehen die Revolutionsbewegungen, so harmlos sie zuweilen noch erscheinen mögen, ihre welthistorische Brisanz: die Weltwirtschaftskrise von 2008 ist die schärfste seit jener von 1929 und sie dehnt sich noch immer weiter aus. In ihr präsentiert der Kapitalismus seine vollendete Unsinnigkeit: In den USA und Spanien müssen Menschen in Zelten wohnen – weil zu viele Häuser gebaut wurden. In Italien wird die hohe Jugendarbeitslosigkeit beklagt – und das Renteneintrittsalter angehoben. In Deutschland steigt die Arbeitsproduktivität, das heißt, es lässt sich das gleiche in kürzerer Zeit herstellen – die Überstunden nehmen zu. Die Herrschenden aber können oder wollen keinen Ausweg finden – nicht zuletzt daran lassen sich bevorstehende Revolutionen erkennen. Während bürgerliche Intellektuelle in Europa, wie Frank Schirrmacher und Charles Moore, danach schreien, dass



die Linke den Kapitalismus retten soll, fordert die US-Amerikanische Rechte, durch ihren Propagandakanal FOX News, dass die Schulden für die Bankenrettung nicht von Multimillionären, sondern von den „50 percent poor“ bezahlt werden sollen. Diese Armen, heißt es, seien gar nicht arm, schließlich besäßen sie ja Mikrowellen. Neu daran ist nicht der moralische Skandal, sondern die Unfähigkeit des Kapitals, seine partikularen Interessen zu überschreiten: So lässt sich weder das US-Imperium retten noch die kapitalistische Produktionsweise reproduzieren. Die Krise aber muss gelöst werden. Während die revolutionären Bewegungen wie sämtliche ihrer Vorgängerinnen durch ihre eigene, nicht zuletzt antisemitische, Korruption bedroht sind, stehen weltweit faschistische, reaktionäre, islamistische Bewegungen bereit. Ihre Krisenlösungsstrategien lauten sexistische Segregation, rassistische Exklusion und – historisch am erfolgreichsten – Rüstungskeynesianismus, Ausschaltung von Kon-

kurrenz, ‚produktive‘ Vernichtung von Kapital – das heißt Krieg. Die demokratischen Revolutionen müssen so zugleich das Schlimme beenden und das Schlimmste verhindern. Die ‚ewige‘ Gegenwart des Kapitals aber ist vorerst zu Ende. Noch einmal gibt der historische Augenblick der Zukunft die Chance, die Vergangenheit abzulösen. ◀

*Bini Adamczak ist Autorin des Buches „Kommunismus. Kleine Geschichte wie endlich alles anders wird.“, zuletzt erschien von ihr „Gestern Morgen. Über die Einsamkeit kommunistischer Gespenster und die Rekonstruktion der Zukunft“ – im Unrast-Verlag und der Edition Assemblage. Sie war Teil des Performance-Kollektivs „andcompany&co“, das mit der Aufführung „Little Red (Play): „Herstory““ bei den Wiener Festspielen und mit „time republic“ beim Steirischen Herbst in Graz aufgetreten ist. Als Bildende Künstlerin hat sie im WUK und im open space in Wien ausgestellt. Adamczak lebt und publiziert in Berlin.*

## Fotokommentar

Hier ist auch Platz für dein Foto. Einsendungen an: [progress@oeh.ac.at](mailto:progress@oeh.ac.at)

Pakistanische Ringer bereiten sich in der Altstadt von Lahore, einer 9-Millionen Metropole im pakistanischen Punjab, auf das traditionelle Ringen (Dangal) vor.



Foto: L. Berger

# WKR-BALL 2012 – EN GARDE!

EN GARDE! WKR-BALL ANFECHTEN!

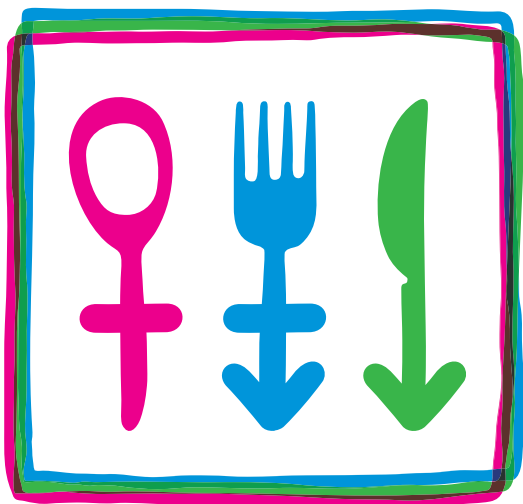
# 27.1.

Weitere Infos zu den geplanten Veranstaltungen und Demonstrationen findet ihr unter anderem auf:  
[www.oeh.ac.at](http://www.oeh.ac.at)

Am 27.01.2012 ist es wieder soweit: der Wiener Korporationsring feiert sich selbst in der Wiener Hofburg. Beim WKR Ball treffen sich nicht nur deutschnationale Burschenschaften, sondern auch allerlei andere männerbündlerische Prominenz und Teile der rechtsextremen Szene aus der ganzen Welt. 2012 haben die Rechten für ihre Feierlichkeiten zudem den 67. Gedenktag zur Befreiung des Konzentra-

tions- und Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau ausgewählt. Ihr revisionistisches Gedankengut, und der damit einhergehenden Leugnung oder Verharmlosung der Shoah und ihrer Opfer, machen die Rechten somit einmal mehr deutlich. Wir treten rechtem Gedankengut genauso wie dem rassistischem, sexistischem und antisemitischem Alltag in Österreich entgegen: Nicht mit uns! <<<

Am 27.01.2012 wird es Großdemonstrationen geben, in den Tagen davor Info- und Protestveranstaltungen. Zeigen wir, was wir von rechtem Gedankengut halten!



## CAFÉ ROSA

[www.cafe-rosa.at](http://www.cafe-rosa.at)

DAS Studibeisl  
Günstige Preise  
Kein Konsumzwang  
Chill-Area  
Direkt bei Uni Wien+Med Uni  
Dein Ort für Arbeitsgruppen,  
Vernetzung und Partys!

**PLENUM**

jeden Freitag  
um  
**14:00**

Währingerstraße 18, 1090 Wien  
Tel.: +43(0) 1 319 09 54  
Mo-Fr: 13:00–24:00  
Wochenende & Feiertage geschlossen

Du möchtest mitmachen, Partys gestalten, Diskussionsabende und Lesekreise organisieren oder Plätze reservieren? Komm zum wöchentlichen Plenum oder schreibe uns an: [info@cafe-rosa.at](mailto:info@cafe-rosa.at)